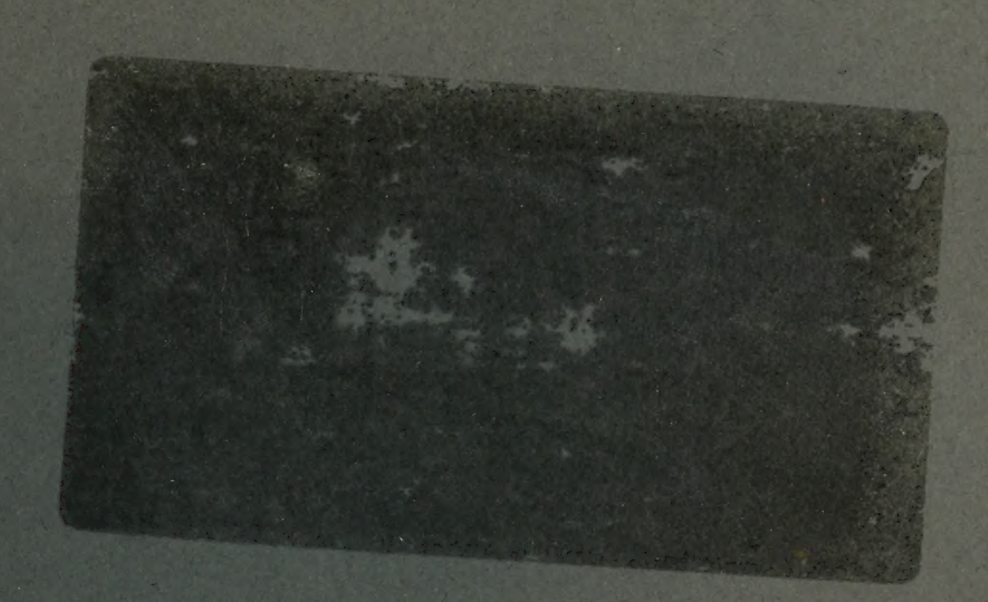




Panlatinismus, Panslawismus und Panteutonismus

in ihrer Bedeutung für die politische Weltlage

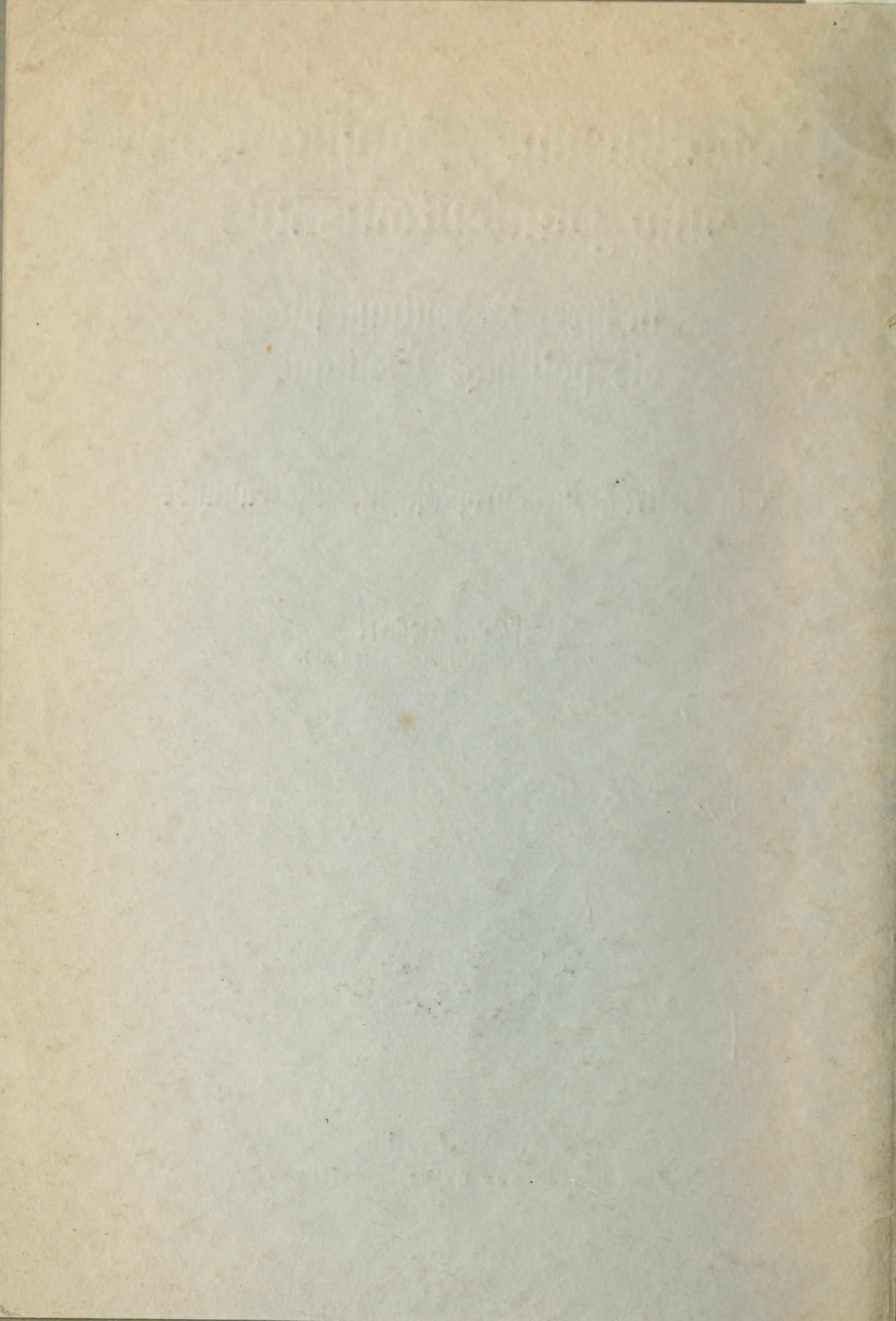
Ein Beitrag zur europäischen Staatenkunde

von

Dr. Emil Deckert
Professor an der Universität Frankfurt a. M.



Frankfurt a. M.
Verlag von Heinrich Keller
1914



Panlatinismus, Panslawismus und Panteutonismus

in ihrer Bedeutung für die politische Weltlage

Ein Beitrag zur europäischen Staatenkunde

von

Dr. Emil Deckert
Professor an der Universität Frankfurt a. M.





Frankfurt a. M.
Verlag von Heinrich Keller
1914

Druck der Königl. Universitätsdruckerei H. Stürtz A. G., Würzburg.

I.

Wenn man vor dreißig oder vierzig Jahren von Panlatinismus und Panslawismus oder gar von Panteutonismus sprach, so mußte man darauf gefaßt sein, von jedem ernsthaften Realpolitiker als ein Träumer und Gespensterseher betrachtet zu werden. Es hat aber immer Gespenster gegeben, denen es sich schärfer ins Angesicht zu schauen lohnte — wenn nicht anderswo in der Welt so ganz gewiß in der praktischen Staatswissenschaft und Staatskunst.

In allen drei Hauptvolksstämmen, die den europäischen Erdteil bewohnen, und die an Seelenzahl den übrigen Stämmen unendlich überlegen sind, während sie sich untereinander annähernd das Gleichgewicht halten, haben sich seit geraumer Zeit Ideen geregt — oder wenn man lieber will Phantasmen —, die wir mit den obigen Namen bezeichnen dürfen. Daran ist kein Zweifel. Und wenn man sich die Sache recht überlegt, so sind es doch immer in ganz hervorragender Weise Ideen und oft genug recht phantastische Ideen gewesen, welche die Welt regiert und umgestaltet haben, während die Schwerter und Bajonette und Kanonen ihnen dabei nur als Mittel dienten. Das ist in früheren Jahrhunderten so gewesen, und das wird aller Wahrscheinlichkeit nach auch künftig so bleiben, im gegenwärtigen Augenblicke aber werden wir Deutschen von der fraglichen Tatsache bis in das innerste Mark berührt und erschüttert. Wir dürfen es also in den nachfolgenden Erörterungen unternehmen, die bezeichneten Gespenster etwas näher zu beleuchten.

Im Altertume war es in erster Linie der universalmonarchische Gedanke, der in Europa und seiner Nachbarschaft Weltkriege entzündete. Für oder gegen ihn führten ihre Schwerter Alexander von Mazedonien, Julius Cäsar, Augustus, Armin, Theodosius und die meisten anderen ruhmgekrönten Helden, die an die zweitausend Jahre vor uns lebten. Im Mittelalter trat an der Stelle des universalmonarchischen Gedankens das kirchliche Dogma als weltbewegende und Weltbrände entflammende Macht in den Vordergrund. Man rufe sich da nur die Kämpfe der Karolinger, die Kreuzzüge, die Reformationswirren und den dreißigjährigen

Krieg in das Gedächtnis zurück. In der neueren Zeit, in der das Kirchendogma viel von seinem Zauber verloren hat, ist dafür die Nationalitätsidee eingetreten, und wir kennen keinen großen Staatsmann und Feldherrn des zuletzt verflossenen Jahrhunderts, der sich nicht in der einen oder anderen Weise in den Dienst dieser Idee gestellt oder gegen sie aufgelehnt hätte. Auch für die Nationalitätsidee ist schon viel Blut geflossen, an der Donau wie an der Weichsel, am Rheine wie an der Seine, am Ticino und am Mincio.

Durfte man es hiernach für unmöglich halten, daß auch das weitere Stammesbewußtsein einmal eine ähnliche Rolle als politischer Faktor spielen könne? In Ost- und Südosteuropa wurde damit bereits vor einer Reihe von Jahrzehnten der Anfang gemacht, und in der gegenwärtigen Stunde sehen wir dadurch, daß der Stammesgedanke im Osten und Südosten ganz besonders eifrig gehegt worden ist, den größten Weltkrieg entbrennen, der die Fluren jemals durchtobt hat. Werden doch nicht bloß alle Hauptländer Europas, sondern auch eine große Zahl der überseeischen Gebiete mit in den Kampf hineingezogen.

Aber nicht allein unter den Slawen, sondern auch unter den Romanen und unter den Teutonen finden sich heute Viele, denen das Nationalbewußtsein zu eng und unbefriedigend erscheint, und die deshalb ein weiteres Stammesbewußtsein hegen und zur Geltung zu bringen suchen. Wie der Panslawismus so ringen auch der Panlatinismus und der Panteutonismus seit längerer Zeit mit mehr oder minder großer Energie und mit mehr oder minder guten Aussichten auf Erfolg danach, eine feste und greifbare Gestalt zu gewinnen.

Daß jeder der drei in Frage stehenden Hauptstämme bis zu einem gewissen Grade gemeinsame Wurzeln hat und ebenso auch gemeinsame geistige und physische Charaktereigenschaften, sowie gemeinsame Neigungen und Aspirationen, ist nicht zweifelhaft. Im Zusammenhange hiermit haben sich auch die Schicksale ihrer Stammesglieder in vielen Beziehungen merkwürdig gleichförmig gestaltet, und ebenso hat in deren Kulturentwickelung und in der Zivilisationsstufe, die sie erreicht haben, vielfach eine augenfällige Übereinstimmung und Verwandtschaft bestanden. Über eine bestimmte Grenze sind die Berührungen zwischen den Gliedern aber bei keinem der drei gelangt, die Interessen und Bestrebungen der Glieder sind in vielen Stücken weit auseinander gegangen, und wir halten es für eine interessante Aufgabe der politischen Wahrscheinlichkeitsrechnung, zu untersuchen, ob und wo dies in einer absehbaren Zukunft etwa anders zu werden verspricht.

Indem wir die drei Stämme mit Rücksicht auf diese Aufgabe der Reihe nach einer näheren Betrachtung unterwerfen, um die für die Rechnung nötigen Summanden und Faktoren zu gewinnen, beginnen wir am besten bei dem Lateinertume, weil bei ihm die Verhältnisse am durchsichtigsten und einfachsten liegen.

Vor dem Slawentum ebenso wie vor dem Teutonentum hat das Lateinertum, dem zur Zeit gegen 26 Prozent von der Bevölkerung Europas (etwa 115 Millionen Seelen) zuzählen, in der fraglichen Hinsicht den bedeutsamen Vorteil voraus, daß es in der Geschichte bereits einmal eine einheitliche politische Organisation besessen hat. In einer Zeit, in der von Nationalität und Nationalitätsprinzip noch wenig die Rede war, schmiedeten die Imperatoren und Cäsaren Altroms die Völkerfragmente etruskischer, iberischer, keltischer und illyrischer Abstammung, die Italien, Spanien, Frankreich und Südosteuropa bewohnten, durch Blut und Eisen zu ihrem bekannten Riesenreiche zusammen, und da dieses Reich mit seinem straffen zentralistischen Regimente ein halbes Jahrtausend hindurch Bestand hatte, kann es nicht wundernehmen, daß die Völker Süd- und Südwesteuropas sich in ihrer Sprache, in ihrer Rechtsanschauung und in ihrer Gesittung einander viel stärker näherten, als es bei den Völkern Nord-, Mittel- und Osteuropas der Fall war. In Südosteuropa gelang den Imperatoren ihr Unifizierungswerk in viel unvollkommenerer Weise. Dort lagen schon in der Geländebildung größere Schwierigkeiten für eine durchgreifende Beherrschung, und dort kamen die Römer durch die überlegene Kultur, die sie vorfanden, in Gefahr, Griechen und Orientalen zu werden, und so sind es dort nur die Bewohner des alten Dazien und der adriatischen Küstengegend, die sich als Lateiner fühlen.

Als das Römerreich dann im fünften und sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung unter dem Ansturme der teutonischen Horden auch in Südwesteuropa zusammenbrach, da machte die Kirche, die mittlerweile in die historische Entwickelung eingetreten war, Miene, die Erbschaft der Cäsaren anzutreten, und alles in allem hatten deren Oberpriester damit erheblich mehr Glück, als die deutschen Volkskönige, die seit Karl dem Großen dasselbe Ziel erstrebten. Es gelang den römischen Päpsten, ihre Form des Christentums und ihre hierarchische Kirchenverfassung, die der altrömischen Staatsverfassung auf das treueste nachgebildet war, in den drei lateinischen Hauptländern dauernd zur Geltung zu bringen. In den slawischen und teutonischen Ländern war dies in einem viel geringeren Maße der Fall. Die Slawen waren zum weitaus größten Teile von Anfang an Schismatiker, ebenso wie die Griechen, in England aber warfen die Barone schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts eine päpstliche Bannbulle in das Meer, und in Deutschland erschlugen die Edelleute um dieselbe Zeit den päpstlichen Ketzerrichter Konrad von Marburg, bis endlich zu Luthers Zeit auch der Abfall des teutonischen Europa von Rom ein ziemlich vollkommener wurde.

Sieht man sich die Erfolge des römischen Priestertums unter den Lateinern genauer an, so bemerkt man freilich, daß sie im Grunde genommen auch dort nur unvollständige waren, und daß auch die Franzosen, die Spanier und Portugiesen und die Italiener jederzeit weit davon entfernt geblieben sind, eine einzige gleichartige Herde unter ihrem Oberhirten

zu bilden. Die römische Kultursprache zog sich bald in die Kirchen und Klöster zurück, und im öffentlichen Leben, sowie in den Gerichtssälen und in der weltlichen Literatur kam die romanische Volkssprache — die lingua romana rustica — zur ausschließlichen Geltung, die in den drei lateinischen Hauptländern eine sehr verschiedene war. Und wie grundverschieden gestaltete sich erst der Geist des Christentums innerhalb der lateinischen Welt! Bei den Spaniern erscheint er düster, entsagend, bigott, unduldsam, grausam, dominikanisch, bei den Italienern heiter, lebenslustig, lau, sinnlich, kunstliebend, franziskanisch, bei den Franzosen philosophisch, ästhetisch, rhetorisch, doktrinär, weltgeistlich. Die Inquisition, das Autodafe und der Scheiterhaufen sind charakteristische Blüten des spanischen Christentums gewesen, der Karneval, die rauschende Kirchenmusik und die Madonnenmalerei Rafaels und Correggios solche des italienischen, die katholische Theologie und Kanzelberedsamkeit solche des französischen.

Was man als Nationalcharakter bezeichnet, das ist heute bei den lateinischen Völkern im allgemeinen ungleich schärfer ausgeprägt als bei den slawischen und teutonischen. Das hat die katholische Kirche nicht verhüten können, und ihre gewaltige Organisation faßt nur deshalb noch alle drei lateinischen Nationen unter einem Haupte zusammen, weil sie genügende Elastizität und Biegsamkeit besessen hat, um der Eigenart jeder derselben gerecht zu werden und sich ihr anzupassen. Sie hat die Franzosen von den Zeiten Abälards und Bernhards von Clairvaux Geistesfunken sprühen und schöne Reden halten lassen, die Italiener lachen und scherzen, malen und singen, und die Spanier blind glauben, düster beten und sich kasteien, soviel sie eben mochten. 1)

Elie de Beaumont hat in geistreicher Weise darauf hingewiesen, wie die einheitliche Organisation des Lateinertums in jeder Beziehung an den Naturschranken scheitern mußte, welche die geologische Entwicklung Südwesteuropas zwischen Frankreich und Spanien ebenso wie zwischen Frankreich und Italien geschaffen hat. Diese Naturschranken, die die drei lateinischen Hauptnationen voneinander trennen — die Hochgebirgsketten der Pyrenäen und Alpen nebst den anstoßenden Meeresräumen — zeigten sich vor allen Dingen auch stärker als die unifizierende Religion und die zentralisierende despotische Kirchengewalt, wie sich leicht im einzelnen nachweisen läßt. Geht doch überdies mit der strengen natürlichen Begrenzung der drei lateinischen Länder auch eine sehr verschiedenartige innere Bildung Hand in Hand. Auf dem französischen Strombecken- und Schollenlande, das dem britischen und deutschen am nächsten verwandt ist, mußte unbedingt ein ganz anderes Wirtschaftsleben und damit zugleich eine ganz andere Kultur und ein anderer Volksgeist gedeihen, als auf dem italienischen Faltengebirgslande oder auf dem spanischen Tafel- und Stufenlande. Sogar innerhalb der drei Länder, vor allem innerhalb der iberischen Halbinsel, gewahren wir genug geographische Momente, die der Vereinheitlichung auf das entschiedenste widerstreben,

1) französischer Geologe, geb. 25/9. 1798 in Canon (Calvados) gest. 22.9. 1874

und Katalonien ebenso wie Portugal und das Baskenland standen den beiden Kastilien immer außerordentlich schroff und ablehnend gegenüber, weil ihnen ihre Lage und ihre Bodenbildung von den kastilischen stark abweichende Interessen und Kulturaufgaben nahe legten.

In politischer Beziehung hat nach den alten Römern nur der große Korse noch einmal einen kräftigen Anlauf genommen, um Frankreich, Italien und Spanien nebst Portugal unter einem höchsten Oberhaupte zu vereinigen, und dieser Anlauf verunglückte bekanntlich sehr rasch und drastisch, trotz der inneren Schwäche und Zerfahrenheit Spaniens und Italiens. Napoleon III, der weniger große und willensstarke Neffe des Korsen, versuchte nur Italien zu einer Art von französischem Vasallenstaate zu machen, und zwar ebenfalls ohne viel Erfolg damit zu haben, im übrigen hatte er nur panlatinistische Träume, in deren einem er sich durch die spanische Hohenzollern-Thronkandidatur des Jahres 1870 in unangenehmster Weise gestört sah.

Überblickt man also die allgemeine politische Entwickelung Südwesteuropas in der nachrömischen Zeit, so wird man sich der Überzeugung nicht entschlagen können, daß es mit dem Panlatinismus mehr und mehr bergab gegangen ist, und daß der Nationalismus und das Staatsbewußtsein kaum irgendwo in Europa so stark geworden und so aussichtsvoll geblieben ist wie dort. Daß die Idee von einem allgemeinen lateinischen Bruderbunde gänzlich erstorben sei, kann man ja nicht behaupten, in der Hauptsache sind es aber doch nur eine Anzahl unklarer Köpfe, die sie noch mit Nachdruck vertreten.

Dieselben hegen die Meinung, daß die Pyrenäen und Alpen seit Herstellung der Pyrenäen- und Alpeneisenbahnen und seit der Durchstechung des Mont Frejus und des Simplon ihre Bedeutung als Völkerscheiden gänzlich verloren haben, und daß in der Gegenwart die Ideen und Sympathien ebenso frei und ungehindert aus dem einen Lande in das andere hinüberfluten wie die Waren. Liegt darin aber nicht eine sehr sanguinische Überschätzung der Wirkung großer internationaler Verkehrsstraßen? Wir haben die Furcht der Briten vor dem geplanten kleinen Löchlein unter dem Meeresboden zwischen Dover und Calais — als ob ihnen dadurch die Vorteile ihrer Insellage verloren gehen könnten — immer in hohem Grade lächerlich gefunden. Vieles von dem, was die Befürworter einer allgemeinen lateinischen Verbrüderung von der politischen Bedeutung der fraglichen Hochgebirgsbahnen in hochtrabenden Dithyramben behaupten, finden wir nicht minder hinfällig. Freilich ist es wahr, daß die großen internationalen Verkehrsstraßen, deren geniale Anlage wir besonders in den Hochgebirgen nicht genug bewundern können, viel zur Pflege friedlicher und freundschaftlicher Beziehungen zwischen den Nationen beigetragen haben, aber beseitigt haben sie die schneegekrönten Faltengebirge Südwesteuropas nun und nimmermehr, und in einem ungleich höheren Maße als die Franzosen durch die Alpen- und Pyrenäen-

bahnen mit den Spaniern und Italienern verbunden werden, werden sie noch immer durch die natürlichen Grenzmauern in unerbittlicher Weise von einander geschieden. Darüber sollte man sich bei einer Betrachtung der politischen Verhältnisse des lateinischen Europa keiner Täuschung hingeben.

Dafür, daß der Verkehr von Land zu Land heutzutage ein viel leichterer und bequemerer geworden ist als vordem, ist er auch innerhalb der Länder ein viel leichterer und bequemerer geworden, und hierin liegt ein gewaltiges Gegengewicht gegen das Streben der Nationen über ihre natürlichen Landesgrenzen hinaus. Die Konzentration der Interessen und Ideen eines bestimmten Volkes in einem einzigen Punkte oder in deren wenigen ist von der Entwickelung der neuzeitlichen Verkehrsstraßen außerordentlich begünstigt worden, der Widerstreit dieser Interessen und Ideen mit denjenigen irgend eines anderen Volkes wird dadurch viel lebhafter empfunden als früher, und die ganze Individualität der Nationen ist dadurch eine viel fester ausgeprägte geworden. Ein Emilio Castelar, ein Giuseppe Garibaldi und andere Vorkämpfer des panlatinistischen Bruderbundes haben sich über dergleichen Erwägungen natürlich immer leicht hinweggesetzt, eben deshalb haben sie aber Enttäuschung über Enttäuschung bei ihren Bestrebungen erlebt, und am Ende ihrer Laufbahn haben sie sich ferner von ihrem Ziele gesehen als je vorher.

Die einzige positive Errungenschaft, welche die von Frankreich aus betriebenen praktischen Vereinheitlichungsbestrebungen zu verzeichnen gehabt haben, ist die lateinische Münzkonvention gewesen, der außer Portugal sämtliche romanische Staaten beigetreten sind, bis auf Brasilien sogar auch diejenigen Südamerikas, daneben aber auch verschiedene nichtromanische Staaten — zum Zeichen, daß es sich dabei eigentlich nicht um eine spezifisch lateinische, sondern um eine über die lateinische Welt weit hinaus greifende internationale Verständigung handelt. Von einer sonstigen Annäherung der lateinischen Länder in wirtschaftlicher Beziehung ist wenig zu verspüren, und die Zollschranken zwischen ihnen sind nur immer höher und schroffer geworden. Offenbar macht sich das Nationalitäts- und Staatsbewußsein und die geographische Eigenart der Länder im Wirtschaftsleben ungleich kräftiger geltend als das Stammesbewußtsein.

Im übrigen war der Panlatinismus des alten Rom und der beiden Napoleone ausgesprochen imperialistisch, wie man weiß, und ebenso war es auch der Panlatinismus der römischen Päpste, deren Soldaten freilich für die Regel in Mönchskutten und Priestergewändern einhergingen. Und wenn in der Zukunft eine lateinische Union, die mehr ist als ein bloßer Name, begründet und aufrechterhalten werden sollte, — als ein lateinischer Zollverein und als ein lateinischer Schutz- und Trutzbund vor allen Dingen — so würde dies nach unserer Meinung auch nur durch eine sehr straffe Zentralgewalt von der Art der altrömischen und napoleonischen geschehen können. Im Hinblick auf diese Eventualität hat man aber zu bedenken, daß die ein-

zelnen lateinischen Staaten heute in sich stark und gefestigt genug sind, um dem Streben eines Imperators oder Diktators, erstehe derselbe nun in Paris — wo die meiste Aussicht darauf geboten wäre — oder in Rom oder Madrid, sehr energischen und erfolgreichen Widerstand entgegen setzen zu können. Daß der Widerstand ein sehr erbitterter und hartnäckiger sein würde, ergibt sich für unsere Wahrscheinlichkeitsrechnung daraus, daß nicht nur die Eigenart der lateinischen Völker in der neueren Zeit immer stärker zum Ausdruck gekommen ist, sondern daß zugleich auch ihre wirtschaftlichen und politischen Interessen immer weiter auseinander gegangen sind.

In Italien und Spanien sind jederzeit stolze Weltmachtsreminiszenzen wach geblieben, und beide Nationen sehen sich heute in bezug hierauf nicht ohne Neid und Mißgunst von der französischen Schwesternation wie von einem jungen Emporkömmling überflügelt und in den Schatten gestellt. In Italien mußte insbesondere die von Frankreich in eigensüchtiger Weise durchgesetzte Abtretung von Savoyen und Nizza als eine Beeinträchtigung und Demütigung empfunden werden, und Korsika kann daselbst ebenfalls nur als ein losgerissenes Stück von dem natürlichen Staatsgebiete betrachtet werden — trotz seiner einundeinhalb Jahrhundert zurückreichenden Trennung von ihm. Dazu ist Italien durch die Errichtung des französischen Protektorates über Tunis an einem wichtigen Lebensnerve insofern getroffen worden, als Tunis das nächstgelegene überseeische Kolonisationsgebiet für seine durch ein starkes Wachstum und eine hohe natürliche Expansionskraft ausgezeichnete Bevölkerung war. Übertrifft doch die Zahl der in Tunis ansässigen Italiener auch heute noch die Zahl der daselbst wohnhaften Franzosen beinahe um das Dreifache. Angesichts der drohenden Bollwerke des neuen französischen Kriegshafens Biserta, die die Straße von Sizilien beherrschen, kann ein patriotischer, auf die überseeischen Interessen seines Landes bedachter Italiener schwerlich umhin, der Rolle des alten Karthago zu gedenken, dessen Ruinen nicht gar weit von Biserta an versandeter Meeresbucht gelegen sind, und daneben wohl auch des bekannten Ceterum censeo Catos und der punischen Kriegszüge. Von dem französisch-italienischen Interessenzwiespalte in der Levante, in Algerien und anderweit in der Welt darf da ganz geschwiegen werden. Ein ähnlicher Gegensatz besteht aber in Marokko und Algerien auch zwischen Spanien und Frankreich, und daß die Spanier bei der Teilung Marokkos von der lateinischen Schwesternation wirklich zufriedengestellt worden seien, wird niemand behaupten wollen.

Natürlich ist in solchen Interessengegensätzen ein schlechter Kitt für ein spanisch-italienisch-französisches Schutz- und Trutzbündnis gegeben, und es ist bei der angegebenen Sachlage schwer denkbar, daß sich Italien und Spanien der französischen Führung unterstellen sollten, um mit Frankreich vereint gegen das Teutonentum zu marschieren.

Soweit die italienischen Staatslenker aus der Schule Cavours Interessenpolitik treiben und darauf bedacht sind, ihrem Volke für die Entfaltung

seiner Kräfte freie Bahn und genügenden Boden zu schaffen, so haben sie vielmehr eine Anlehnung an das Teutonentum befürworten müssen, sowie daneben eine Anlehnung an das Slawen- und Magyarentum Österreich-Ungarns. In bezug auf Österreich-Ungarn haben die Vertreter der Italia irredenta freilich die Forderung einer Grenzberichtigung bei Görz und Triest noch lauter und nachdrücklicher erhoben, als in bezug auf Frankreich, umsichtigere und klügere Politiker, die neben dem nationalistischen Staatenbildungsprinzipe auch das geographische Prinzip und dazu das wirtschaftliche und historische berücksichtigen, konnten sich den darauf gerichteten Bestrebungen aber unmöglich anschließen. Sie sagen sich, daß Triest der österreichischen Karstlandschaft zugerechnet werden muß, und daß an den seeseitigen Ausgangspunkt der norischen Alpenpforte ein so wichtiges Lebensinteresse des großen Donaureiches geknüpft ist, daß ohne eine völlige Zerstörung des Reiches seine Erwerbung ganz undenkbar ist. Zu hochhängende und unreife Früchte pflücken zu wollen, ist eben auch in der praktischen Staatskunst nicht geraten, und als Übergangsglieder und Vermittler im Kultur- und Wirtschaftsleben üben Triest und die istrischen und dalmatischen Küstenplätze mit ihrer italienischen Fischer- und Seefahrerbevölkerung bei ihrer politischen Zugehörigkeit zu Österreich füglich eine nützlichere Funktion für Italien, als wenn sie politisch mit ihm verbunden wären.

In dem Verhältnis zwischen Italien und Deutschland können wir keinerlei tieferen Interessenzwiespalt gewahren, und wenn es irgendwo zwei Völker gibt, die bei ihren wesentlichsten Lebensfragen in der inneren und in der äußeren Politik auf ein enges Hand-in-Handgehen und auf wechselseitige Unterstützung angewiesen sind, so sollten es diese beiden sein. Vor allen Dingen konnte Italien durch seine Anlehnung an Preußen und entgegen dem Bevormundungsstreben Frankreichs das Werk seiner inneren Einigung und Festigung krönen, während ihm durch seinen Anschluß an den mitteleuropäischen Dreibund nicht bloß die besten Aussichten betreffs der Abrundung und Verstärkung seiner natürlichen Grenzen geboten werden, sondern auch betreffs seiner gesamten Betätigung und Entfaltung in den afrikanischen und asiatischen Mittelmeerländern und in anderen überseeischen Gebieten. Das wirtschaftspolitische Erbe seiner großen mittelalterlichen Handels- und Seemächte Venedig und Genua wird Italien mit Zustimmung der derzeitigen lateinischen Vormacht Frankreich so wenig antreten können wie das Erbe Altroms, wohl aber würde ihm dabei der gute Wille und der Beistand Deutschlands in weitem Umfange sicher sein.

Wenn England die neuere überseeische Politik Italiens in einem gewissen Umfange ebenfalls gefördert und die Aufrichtung seiner Herrschaft in Eritrea und im Somalilande begünstigt hat, so wird sich kein schärfer blickender italienischer Staatsmann dadurch zu dem Glauben verleiten lassen, als bestehe eine ähnliche Interessenharmonie auch zwischen seinem Volke und den Briten. Die englische Freundschaft hat an den fraglichen Stellen ihre ganz bestimmte Grenze, und die Lenker des britischen Weltreiches wollten

Italien an dem Südausgange des Roten Meeres und an dem Wege nach Indien im Grunde genommen doch nur als eine Schachfigur in ihrem kolonialpolitischen Spiele mit Frankreich benutzen. Die Eventualität der Errichtung eines italienischen Protektorates über Tunis an Stelle des französischen würde England ohne Zweifel mit sehr feindseligen Augen betrachten.

Spanien hat bei seiner peripherischen Lage und bei der Vollkommenheit seiner geographischen Begrenzung und Abrundung weniger als Italien Anlaß, in der Anlehnung an den mitteleuropäischen Dreibund politische Vorteile zu suchen, viel weniger noch hat es aber solche Vorteile von einem Zusammengehen mit Frankreich zu erwarten. Überdies würde ein Zusammengehen mit letzterem für Spanien in besonders hohem Grade den Schein eines Vasallenverhältnisses mit sich bringen, wogegen sich der ausgeprägte Nationalstolz der Spanier aufbäumen muß. Sein Kolonialreich in Westindien und Ostasien sah Spanien im Jahre 1898 zusammenbrechen, ohne daß sich in Frankreich eine Hand zu seinen gunsten regte, während in Marokko eine ganze Reihe von spanisch-französischen Fragen in jedem Falle nur vorläufig und zu ungunsten Spaniens gelöst sind.

Ähnlich wie für Spanien, so lassen die geographischen Verhältnisse auch für Portugal ein Abseitsstehen vom panlatinistischen ebenso wie von jedem anderen europäischen Bunde als am meisten seinen Interessen entsprechend erscheinen. Es darf bei irgend welchen politischen Verwickelungen von Fall zu Fall entscheiden, auf welcher Seite es zu stehen hat, ein zuverlässiger Bundesgenosse wird es aber jedenfalls für Frankreich niemals sein können.

Rumänien endlich kommt bei seiner geographischen Isoliertheit und bei seiner Eingekeiltheit zwischen den Ländern der Magyaren, der Russen und der Balkanstaaten für einen Anschluß an den problematischen Latinistenbund überhaupt nicht in Betracht. Es hat seinen Kampf um das Dasein als lateinisches Staatswesen für sich allein oder im Anschluß an das eine oder andere seiner Nachbargebiete zu führen. Hi Rußland, hi Österreich-Ungarn, hi Balkanbund! kann sein Wahlspruch lauten, und die tatsächliche Entwickelung der südeuropäischen Verhältnisse hat es veranlaßt, bald auf die eine, bald auf die andere Seite zu treten. Indem es zusammen mit Bulgarien die untere Donau beherrscht, sieht es sich aber mit seinen wirtschaftlichen und politischen Interessen vor allen Dingen auf ein tunlichst vollkommenes Einverständnis mit diesem südlichen Nachbarstaate und mit der großen Donaumonarchie hingewiesen. Volksgenossen, die die rumänische Sprache sprechen, bewohnen sowohl Bessarabien als auch Siebenbürgen, so daß eine „Romania irredenta" ihre Forderungen nach der einen wie nach der anderen Seite erheben darf, die fraglichen Forderungen in der einen oder anderen Richtung durchzusetzen, wird aber nur durch eine kluge Benützung allgemeiner politischer Konstellationen möglich sein. In dem großen Weltkriege unserer Tage dürfte es Rumänien durch seinen Anschluß an den Dreibund verhältnismäßig leicht sein, Bessarabien nebst der nördlichen

Donaumündung zu gewinnen, und durch Festhalten an dem mitteleuropäischen Schutz- und Trutzbündnisse würde es ohne Zweifel auch in der Lage sein, die bedeutsame Errungenschaft dauernd zu behaupten. Daß die Abgrenzung Rumäniens gegen Rußland im Jahre 1878 eine geradezu unnatürliche und hinsichtlich der rumänischen Unabhängigkeit gefahrenschwangere geworden ist, leuchtet bei dem flüchtigsten Blicke auf die Karte ein.

Indem wir die Aussichten des Panlatinismus im Vorstehenden kritisch zu beleuchten gesucht haben, sind wir von der Voraussetzung ausgegangen, daß der lateinische Bund ähnlich seinem altrömischen Vorbilde einen imperialistischen Charakter tragen werde. Den Entwürfen eines Castelar und Garibaldi entspricht dies nicht, das Traumbild der echten Panlatinisten war vielmehr eine durch freie Übereinkunft der drei lateinischen Hauptvölker geschaffene Föderativ-Republik. Einstweilen ist aber auch dieses Traumbild noch fern von seiner Verwirklichung, denn so lebendig der demokratisch-republikanische Geist in Spanien und Italien auch sein mag, so ist es ihm doch bisher nicht gelungen, daselbst die Oberhand zu gewinnen, während man es in Frankreich noch immer für möglich halten muß, daß der Zäsarismus oder der Royalismus wieder einmal sein Haupt erhebt und erfolgreich wird — vielleicht im Zusammenhange mit dem Schiffbruche der republikanischen Regierung in dem großen Revanchekriege gegen Deutschland. Sei dem aber wie ihm wolle, möge Frankreich immer demokratisch-republikanisch bleiben, mögen Spanien und Italien unter französischer Connivenz von Grund aus republikanisch werden, und möge dann das Garibaldische Traumbild der panlatinistischen Föderativ-Republik tatsächlich ins Leben treten, so würde sich das Teutonentum dazu nur beglückwünschen können.

Aus rein platonischen Prinzipien herausgewachsen — was bisher mit politischen Gebilden nicht der Fall zu sein pflegte — würde diese Föderativrepublik nach außen hin das harmloseste und wirkungsunfähigste Staatswesen sein, das jemals bestanden hat. Das arme Deutschland würde dann im Westen endlich Ruhe haben. Republikanische Staaten haben ja in der äußeren Politik selten viel eigene Aggressionskraft und Initiative besessen, wenn anders es wirkliche Republiken waren, und nicht etwa verkappte Monarchien, wie Frankreich unter dem Konsul Bonaparte, oder Vasallen einer despotischen Monarchie, wie Frankreich unter Poincaré. Was sollte man da wohl von einer lateinischen Monsterrepublik erwarten können? Drei grundverschiedene Volksgeister und drei grundverschiedene Volkswillen sind unter den angegebenen geographischen Verhältnissen nicht leicht in einer und derselben Richtung in Bewegung gesetzt, und derjenige, dem die Führerschaft zufiele — es würde das der ganzen Natur der Sache nach der französische sein müssen — der würde sich und seine Geltendmachung alsbald in dieser Aufgabe so vollständig in Anspruch genommen sehen, daß er an andere als innere panlateinische Interessen gar nicht denken könnte. Frankreich hätte dann seinen Blick unverwandt auf die Pyrenäen und Westalpen zu richten, statt auf die Vogesen und den deutschen Rhein.

II.

Das Slawentum, dem etwa 135 Millionen Bewohner Europas zuzurechnen sind, hat eine einheitliche politische Organisation in der geschichtlichen Vergangenheit nicht besessen, und die „Beherrscher aller Reußen" sind bisher noch niemals Beherrscher aller Slawen gewesen. Nichtsdestoweniger ist der Stammesgedanke bei den Slawen seit längerer Zeit ungleich lebendiger als bei den Romanen, und mit dem Panslawismus hatte man deshalb in der praktischen europäischen Politik viel ernsthafter zu rechnen, als mit dem Panlatinismus. Nicht bloß die Moskauer Journalisten von der Kategorie Katkow und Aksakow hegten und predigten die Idee, nicht bloß vereinzelte russische Heerführer wie ein Skobelew und ein Gurko, die besonders heißblütig und rauflustig waren, rasselten für sie mit den Schwertern, sondern die gesamte gebildete Welt und die gesamte öffentliche Meinung in Rußland war von ihr erfüllt, und der Zar in St. Petersburg und Peterhof war immer viel zu sehr ein Sohn seines Volkes, als daß er sich ihr hätte verschließen können. Schon Nikolaus I und Alexander II haben der panslawischen Predigt bei verschiedenen Gelegenheiten ein williges Ohr geliehen, und bei Alexander III und dem schwachen Nikolaus II ist das in einem stetig steigenden Maße der Fall gewesen. Das ist durch die neuere Geschichte der Balkanhalbinsel und die Erfahrungen unserer Tage mit tausend Belegen zu erhärten.

Was die panslawistische Idee in einem hohen Grade begünstigt hat, das waren in erster Linie die geographischen Verhältnisse Osteuropas. Wie in dem ungeheuren Landraume zwischen dem Schwarzen und Weißen Meere und zwischen dem Ural und den Karpathen beinahe Alles auf eine große ethnische und politische Einheit angelegt zu sein scheint, ist bei dem ersten Blicke auf die Karte ersichtlich. Die Gesteinsschichten, die den Boden bilden, wölben sich außer an dem Rande nirgends zu Gebirgen empor, und die oberflächlichen Aufschüttungen der jüngsten geologischen Zeit — der Gletscherschutt der Eiszeit in der Nordhälfte des Landes und die Löß- und Schwarzerdedecke im Süden — haben die allgemeine Flachheit nur noch vollkommener gemacht. Dieselben harten Winter mit ihrer Dauerschneedecke und ihrer langen Eissperre der Ströme und Häfen und dieselben heißen Sommer mit ihrem Sonnenbrande und ihrem Staube walten von den Breiten von Odessa bis zu denjenigen von Archangelsk. Das gewaltige Stromsystem der Wolga stellt alle anderen Stromsysteme des Landes weit in den Schatten, und bei der allgemeineren Niedrigkeit der Wasserscheiden ließ es sich durch Kanalanlagen leicht in das Newasystem ebenso wie in alle anderen Systeme überführen und künstlich fortsetzen, so daß eigentlich ein einziges großes Wasserstraßennetz das Land überzieht. Endlich ist das große Gebiet durch seine Land- und Meerumgrenzung eins der abgeschlossensten und strengst individualisierten Gebiete der Erde, das in dieser Beziehung China an die Seite gestellt werden kann, und auch die Sicherheit

vor ernsten Störungen von außen her, die es in der Neuzeit genossen hat, sowie die damit verbundene Beschränkung auf sich selbst, hat man als ein bedeutsames geographisches Vereinheitlichungsmoment zu würdigen.

Was konnte oder was kann aus den Völkern und Völkerfragmenten, die in früheren Jahrhunderten durch irgendwelches Schicksal in diesen Landraum hineingeworfen worden sind, anderes werden als ein einziger Volkskörper und Volksgeist, der in sich einen hohen Grad von Zusammenhalt und Homogenität besitzt! Eine Zeitlang konnte es wohl zweifelhaft erscheinen, ob dieser Volkskörper und Volksgeist tatarisches oder slawisches Gepräge erhalten werde, seit dem 16. Jahrhundert hat sich aber Alles zugunsten des letzteren gewandt. Freilich ist der große ethnologische Amalgamierungsprozeß, der sich innerhalb der russischen Reichsgrenzen vollzieht, noch immer weit davon entfernt, zu einem endgültigen Abschlusse gediehen zu sein, welchem Ziele er aber bis auf den heutigen Tag zugestrebt hat, liegt ziemlich klar vor Augen. Noch sind 28 Prozent von der Bevölkerung des europäischen Rußland ihrer Sprache und Sitte nach keine Russen und 19 Prozent keine Slawen, vor einem Menschenalter waren es aber noch volle 30 bzw. 20 Prozent, und die mit der bekannten Rücksichtslosigkeit betriebene Russifizierung hat namentlich in den zuletzt verflossenen Jahrzehnten große Fortschritte gemacht. Übrigens hat man bei dem gewaltigen ethnischen Umprägungs- und Verschmelzungsprozesse, von dem hier die Rede ist, zu bedenken, daß die Tataren der Pontusländer, die Finnen des Großfürstentums und die Polen des Weichselgebietes noch nicht viel länger als ein Jahrhundert dem Szepter des russischen Zaren unterstehen. Auch die russischen Methoden bei der Entnationalisierung fremder Völkerschaften brauchen eben Zeit, um völlig durchzuschlagen.

Blicken wir sodann über die Grenzen des einheitlich gebildeten Russenreiches hinaus, so haben wir vor allen Dingen die Tatsache zu beachten, daß die übrigen Slawenvölker unmittelbar vor den beiden offensten und bequemsten Pforten wohnen, die diese Grenzen gegen West- und Südeuropa hin überhaupt bieten: vor der rumänischen Pforte auf der Balkanhalbinsel und vor der breiten polnisch-preußischen Pforte im Deutschen Reiche und in Österreich-Ungarn. Was uns für unsere Frage beinahe noch von größerer Bedeutung zu sein scheint, ist aber: die Slawenvölker außerhalb der russischen Reichsgrenzen sind verhältnismäßig klein und schwach, so daß sie politisch nicht recht auf ihren eigenen Füssen stehen können und auf Anlehnung an Andere angewiesen sind. Wenn dieselben also in der Zeit des Nationalitätenhaders, der seit etwa hundert Jahren entbrannt ist, den ethnischen und sprachlichen Gegensatz empfinden, in den sie zu den Volksstämmen, die sie umgeben, stehen — zu den Deutschen, zu den Magyaren, zu den Rumänen, zu den Griechen, zu den Osmanen — so muß man es begreiflich finden, daß sie zu dem großen und mächtigen Rußland, dessen herrschende Bevölkerung ihnen stamm- und sprachverwandt ist, emporblicken wie zu ihrem geborenen Beschützer. Auch im politischen Leben gilt ja bis zu einem gewissen

Grade das Naturgesetz von der Anziehungskraft der Massen, und in jedem Falle würde infolge des unbestrittenen Übergewichtes der russischen Nation in bezug auf die Seelenzahl das Zustandekommen eines Bundes aller Slawen nicht durch eine ähnliche Rivalität bezüglich der Hegemonie erschwert und gestört werden, wie dies bei den Lateinern der Fall ist. Die Bulgaren, die Serben, die Kroaten, die Slowenen, die Tschechen, die Slowaken und die Polen könnten in einem panslawistischen Schutz- und Trutzbunde, wenn er zustande käme, von vornherein nichts anderes sein als Vasallen und Trabanten des Russentums. Außerdem liegt in dem Bewußtsein numerischer Stärke und Größe immer eine große Verführung zu aggressivem Vorgehen.

Sind der panslawistischen Idee und dem Dominieren des Russentums in der slawischen Welt in den angegebenen geographischen Verhältnissen zweifellos außerordentlich günstige Voraussetzungen gegeben, so darf dabei doch nicht vergessen werden, daß der geographischen Gunst auch eine gewisse geographische Ungunst gegenübersteht. Die Gebirgswälle, unter deren Schutze die meisten der genannten nichtrussischen Slawenvölker hausen, sind zwar nicht hoch und zusammenhängend genug, um eine ähnliche Scheidewirkung auszuüben wie die Pyrenäen oder Alpen, sie haben es aber doch mit sich gebracht, daß die fraglichen Völker in verschiedenfacher Hinsicht in anderen Bahnen als die Russen einherzuschreiten gewöhnt sind. Wie sie sich in andere Staatswesen haben einfügen lassen, so haben sie auch in wirtschaftlicher und kultureller Beziehung andere Interessen gewonnen und andere Aufgaben zu lösen gefunden, und nachdem sich die Balkanslawen unter dem Beistande der Russen von der Osmanenherrschaft frei gemacht haben, sind insbesondere auch sie keineswegs allenthalben geneigt gewesen, ihre Selbstbestimmung und Selbstregierung zu gunsten ihrer Befreier aufzugeben. Daß Rußland aus reiner Slawophilie und frei von aller Eigensucht für ihre Befreiung habe kämpfen helfen, glauben die Schärferblickenden unter ihnen schwerlich, und mit der Preisgabe ihrer politischen Selbständigkeit und ihrer durch die geographischen Verhältnisse bedingten Sonderinteressen halten insbesondere die Bulgaren die guten Dienste, die Rußland ihnen geleistet hat, für zu teuer bezahlt. Sie wußten, daß Rußland bei seinen Türkenkriegen vor allen Dingen danach strebte, den Bosporus und die Dardanellenstraße nebst Konstantinopel in seine Hand zu bekommen, und daß Konstantinopel in russischer Hand leicht eine verhängnisvolle Zwingburg für sie und die übrigen Balkanvölker werden könnte. Die Serben freilich, die nach ihrer Befreiung vom Türkenjoche unter einseitiger Berufung auf das Nationalitätsprinzip und ohne jedwede Rücksicht auf die geographischen und historischen Faktoren, danach gestrebt haben, ein großserbisches Reich aufzurichten, mußten sich Rußland auf Tod und Leben ergeben, und unter ihnen hat der Panslawismus in der wohlbekannten Weise seine wildeste Form angenommen — mit Verschwörung und Meuchelmord und schließlich mit der Entzündung des großen Weltbrandes unserer Tage. Die anderen Slawenstämme, insbesondere die in österreich-ungarischen

Kronländern wohnenden, haben durch die höhere kultur- und wirtschaftsgeographische Ausstattung ihrer Wohngebiete und durch eine enge Anlehnung an die großen westeuropäischen Kulturvölker — vor allem an die Deutschen — eine ungleich höhere Stufe des Kultur- und Wirtschaftlebens erreicht als die Russen, so daß sie den letzteren dadurch in einer gewissen Fremdartigkeit und Überlegenheit gegenüberstehen und arge Rückschritte in ihrer gesamten Entwickelung zu befürchten haben würden, wenn sie sich dem Russentume und seinen panslawistischen Bestrebungen überlassen wollten. Ihnen gegenüber versagt also die Massenanziehung des russischen Kolosses, und im gegenwärtigen Kampfe stehen sie treu zur Fahne Österreich-Ungarns.

Dabei laborierte Rußland infolge der Riesengröße und Abgeschlossenheit seines Gebietes und infolge des inneren Zwiespaltes zwischen seiner von französischer und deutscher Kultur beleckten oberen Volksschicht und seiner in mehr oder minder vollkommener Unkultur und in stupidem Aberglauben verharrenden breiten unteren Schicht immer an einer großen Schwerfälligkeit bei jedwedem Wirken nach außen hin. Einen wirklichen Kultureinfluß hat es auf keines der anderen Slawenvölker geltend machen können, und abgesehen von den Kriegszeiten hat es eigentlich nur durch seine panslawistischen Hetzapostel energisch und aktiv in ihre Geschicke eingegriffen. Auch in Kriegszeiten offenbarte es übrigens regelmäßig alle Schwächen, welche in der Ausdehnung seines Gebietes und in seiner sozialen und politischen Organisation wurzeln, so daß die slawischen Völker, welche abseits vom Schauplatze der Kämpfe standen und schärfer beobachteten, auch dann nicht ein volles Vertrauen zu seiner Schützer- und Führerrolle fassen konnten. Das Wort des Kaisers Nikolaus I — „Der eigentliche Krebsschaden meines Reiches ist seine Größe" —, das er im Krimkriege ausgesprochen haben soll, hat seine Geltung eben in verschiedener Beziehung. Im Kriege geht jede Truppenbewegung und jede Konzentration bei den zu bewältigenden Entfernungen mit großer Langsamkeit von statten, und im Frieden gibt es betreffs der Verwaltung nur die Wahl zwischen einer weit gehenden Selbständigkeit der einzelnen Reichsbestandteile und einer straffen Zentralisation mit Hilfe von Gewaltmitteln — der Knute, der Einkerkerung und der Deportation nach Sibirien. Man weiß, daß das letztere System tatsächlich in Kraft ist.

Eine weitere geographische Schwierigkeit, auf die der Panslawismus bei seinen Bestrebungen gestoßen ist, besteht darin, daß zwischen Rußland und den slawischen Ländern auf der Balkanhalbinsel beträchtlich weite Räume liegen, in denen fremdartige Völkerschaften sitzen, und zwar Völkerschaften, denen es gelungen ist, sich zu festen staatlichen Organisationen zusammenzuschließen. Die panslawistischen Russen, die von der äußeren Größe ihres Riesenreiches auf der Landkarte völlig geblendet sind und die den kritischen Blick eines Kaiser Nikolaus I nicht haben, sahen natürlich über die Rumänen und Magyaren immer ohne weiteres souverän hinweg. Handelt es sich doch dabei nur um ein paar kleine Ländchen und um eine

Hand voll Menschen, wie sie meinen. Ernsthafte Politiker, die gewöhnt sind, vorliegende Tatsachen genauer in Rechnung zu ziehen, mußten freilich anders denken. Neun oder zehn Millionen Magyaren, die für ihr Vaterland und für ihre staatliche Selbständigkeit glühend begeistert sind, bilden immerhin eine beachtenswerte Größe bei einer politischen Wahrscheinlichkeitsrechnung, und acht oder neun Millionen Rumänen in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft nicht minder. Des Karpathenwalles mit seinen hohen und schwer passierbaren Parallelketten bedürfte es da kaum, obgleich der Stein, der den Panslawisten an der fraglichen Stelle im Wege liegt, dadurch unbedingt noch wesentlich größer und bedenklicher wird. Die Magyaren sind obendrein von Ingrimm erfüllt gegen Alles, was russisch ist, wegen der bekannten Einmischung Rußlands in ihre aufständische Bewegung 1849, und die Rumänen haben ebenfalls wenig Ursache zur Liebe und Hingebung gegenüber Rußland, seit sie zum Dank dafür, daß sie 1877 die schwersten Türkenhiebe auffingen und Plewna stürmten, mit der wohlbekannten Vergewaltigung in Bessarabien und an der nördlichen Donaumündung belohnt worden sind. Freilich könnte Rußland seine panslawistischen Ansprüche auf der Balkanhalbinsel füglich von Sewastopol und Nikolajew aus auch auf dem Seewege geltend zu machen suchen, dazu müßte es aber über eine stärkere Seemacht verfügen, und bis vor kurzem stieß es dabei — zuletzt im Jahre 1878 vor Konstantinopel — immer auf den bewaffneten Widerspruch Englands.

Indem man dem Panslawismus eine Prognose zu stellen sucht, kann man natürlich nicht umhin, ganz besonders noch Österreich-Ungarns zu gedenken. Trotz all der geographischen und ethnographischen Einheitslosigkeit und trotz all des Nationalitäten- und Parteienhaders innerhalb ihrer Grenzen hat sich die Österreichisch-Ungarische Monarchie als ein überaus lebenskräftiger und starker staatlicher Organismus bewährt, und das Wort Napoleons III von dem „Leichnam“, mit dem man sich nicht verbünden könne, hat sich als heller Unsinn herausgestellt. Auch verschiedene ungeschickte Doktoren, die an dem Staatswesen herumkurierten, haben es nicht zugrunderichten können. Wer hätte da wohl die Drohung leidenschaftlicher Panslawisten, die wir gelegentlich vernommen haben, ernst nehmen sollen, als ob Rußland den österreichischen Kaiserstaat demnächst ebenso in Trümmer schlagen werde wie früher den türkischen, und zwar einzig und allein zur Verwirklichung des panslawistischen Gedankens, und um die Polen, die Ruthenen, die Tschechen, die Slowaken, die Slowenen, die Kroaten und die Serben von ihrem drückenden Joche zu befreien! Wie wunderbar, daß in dem Augenblicke, da Rußland sich anschickt, einen ernstlichen Versuch mit dem Zertrümmern zu machen, alle diese Slawenstämme wie ein Mann aufstehen, um mit den Deutsch-Österreichern und Magyaren vereint gegen die Russen zu Felde zu ziehen und den Streich abzuwehren! Wie wenn Österreich-Ungarn nach der siegreichen Abwehr des panslawistischen Anschlages daran dächte, eine gründliche Dezentrali-

sierung, wenn nicht eine gänzliche Auflösung des Russenreiches durchzusetzen, was bei der von dem russischen Verkehrsstraßennetze und der russischen Verwaltungsmaschine in jedweder Beziehung schlecht bemeisterten Weite des Gebietes und bei den zentrifugalen Neigungen in verschiedenen peripherischen Teilen — in Polen, in Finnland, in Bessarabien, in den Ostseeprovinzen, in Kaukasien — immerhin noch möglich wäre. Es würde dies im Grunde genommen nur eine Rückzahlung mit gleicher Münze bedeuten, und es würde vielleicht dadurch allein für Österreich-Ungarn eine wirkliche Sicherung gegen eine Wiederholung panslawistischer Anschläge gewonnen werden können.

Ginge Rußland zusammen mit Serbien und Montenegro als Sieger aus dem Kampfe hervor, so würden die Schützlinge Rußlands füglich auf Kosten Österreichs wachsen, wie sie es gewünscht haben, im übrigen würde Rußland aber wohl höchstens Galizien und die Bukowina mit ihrer polnischen, ruthenischen und rumänischen Bevölkerung erraffen können, und an dem Karpathenwalle würde dem panslawistischen Erobererstreben Stillstand geboten sein. Von einem gänzlichen Zertrümmern der Österreichisch-Ungarischen Monarchie würde aber wahrscheinlich selbst in diesem unglücklichen Falle nicht die Rede sein.

Es besteht eben in verschiedenfacher Beziehung ein durchgreifender Unterschied zwischen Österreich-Ungarn und dem ehemaligen Osmanenreiche. Das Land der Magyaren hat feste, unverrückbare Naturgrenzen und eine scharf ausgesprochene geographische Individualität, und indem seine von hohem Kampfesmut erfüllte Bevölkerung das Schwert im gegenwärtigen Kriege gegen Rußland gezogen hat, kämpft es von vornherein unter anderen Verhältnissen als 1849, wo außer den Russen auch alle Anderen auf sie einstürmten. Im übrigen haben die Völker, die zwischen den Karpathen und dem Adriatischen Meere wohnen, eine ganze Anzahl ihrer vitalsten Interessen auf geistigem wie auf materiellem Gebiete miteinander gemeinsam, schon dadurch, daß das System des gewaltigen Donaustromes vier Fünftel des Gebietes mit seinen kultur- und wirtschaftsgeographisch bedeutsamen Wasserfäden und Talzügen umspannt, und schon dadurch, daß die betreffenden Landschaften im Zusammenhange mit diesen Naturverhältnissen zum weitaus größten Teile viele Jahrhunderte hindurch unter demselben Szepter und unter derselben Verwaltung gestanden, auch dieselben Schicksale getragen und an denselben Kulturaufgaben mit einander gearbeitet haben. Der stille Zwang, der von den geographischen und historischen Verhältnissen ausgeht — das geographische und das historische Staatenbildungsprinzip — bewährt sich an der Österreichisch-Ungarischen Monarchie als ungleich stärker und nachhaltiger, als der Stammesgedanke und das Nationalitätsprinzip, und es wäre recht wohl möglich, daß ganz besonders die slawischen Völkerschaften der Monarchie aus der durch die russischen und serbischen Panslawisten heraufbeschworenen Krise mit der klaren Erkenntnis heraustreten würden, das große

Donaureich biete ihnen für die Bewahrung und Entfaltung ihrer Eigenart und für die Pflege ihrer geistigen und materiellen Interessen eine viel bessere Gewähr, als der monströse ost- und südosteuropäische Bund, von dem die Panslawisten geträumt haben.

Am Deutschen Reiche hatte der Panslawismus eigentlich nur ein geringes unmittelbares Interesse, so daß es wundernehmen mußte, wenn sich die leidenschaftlichsten Brandreden und Brandschriften seiner Apostel gerade gegen das Deutschtum richteten. Wollten die russischen Panslawisten das Deutsche Reich nur deshalb gerade so wie das türkische und das österreichisch-ungarische zertrümmern, weil eine geringe Zahl Polen, Masuren, Kassuben und Wenden unter deutschem Regimente steht? Die drei Millionen preußischer Polen würden ihnen füglich ebenso wenig Freude machen, wie die fünf Millionen österreichischer und die sieben oder acht Millionen, die bereits unter russischer Botmäßigkeit stehen, es wäre denn, daß sie die Wiederaufrichtung eines unabhängigen polnischen Königreiches oder einer polnischen Republik zugestünden. Die Antipathie Rußlands gegen Deutschland, mit dem es zur Vertretung wirklicher Kulturinteressen in Europa ebenso wie in Asien Hand in Hand gehen sollte, hat etwas sehr Unklares. Gutenteils ist sicherlich Neid und Mißgunst wegen der unleugbaren kulturellen und wirtschaftlichen Überlegenheit Deutschlands und ein gewisses Unbehagen wegen des Zwanges zu Deutschlands Vorbild emporschauen zu müssen dabei im Spiele. Daß das Deutsche Reich ebenso wie Österreich-Ungarn immer in der Lage gewesen ist, den blinden Haß der Panslawisten zu ertragen, und daß es bei dem gegenwärtigen Ansturme imstande sein wird, sich „allen Gewalten zum Trotz zu erhalten“, haben wir nicht nötig, im einzelnen zu erörtern.

Eine weitere tatsächliche Voraussetzung, von der die Aussichten der panslawistischen Idee abhängig sind, ist aber in den religiösen und kirchlichen Verhältnissen Osteuropas gegeben. In dieser Beziehung hat das panslawistische Reich oder der panslawistische Bruderbund sogar seinen historischen Prototyp. Wenigstens die Slawen der Balkanhalbinsel bekennen sich vorwiegend zu demselben orthodoxen Glauben wie die Russen, und wenigstens sie standen seinerzeit zusammen mit den Russen unter demselben byzantinischen Patriarchat. Im Jahre 1589 haben die Russen nun zwar ein gewisses Sonderstreben geltend gemacht, indem sie ihre Heilige Synode errichteten, aber im Grunde genommen hat es sich dabei nur um eine Verlegung des Schwerpunktes der orthodoxen Kirche von Konstantinopel nach St. Petersburg gehandelt. Die Kirchengewalt des Patriarchen hat sich seit jener Zeit sozusagen in dem weißen Zaren verkörpert, und in Konstantinopel ist nur eine Hilfsstelle zurückgeblieben. Man hat es auch in Rußland jederzeit gut verstanden, diese Kirchengewalt zur Verfolgung politischer Zwecke zu benutzen.

Fast möchten wir behaupten, daß in der Glaubensverwandtschaft noch bessere Aussichten für eine Verwirklichung der panslawistischen Idee

gegeben seien, als in der Sprachverwandtschaft. Indessen walten auch in bezug hierauf selbst unter den Balkanslawen mancherlei zentrifugale Bestrebungen, und die serbische Kirche beispielsweise hat sich immer einen hohen Grad von Selbständigkeit bewahrt — gegenüber der von dem Zaren inspirierten Heiligen Synode zu St. Petersburg ebenso wie gegenüber dem Patriarchen von Konstantinopel —, in Bulgarien aber bestehen wenigstens zwei sehr entgegengesetzte kirchliche Strömungen nebeneinander.

Was die Slawen von Mitteleuropa anbetrifft, welche die Panslawisten aus guten Gründen immer nur in zweiter Linie in den Kreis ihrer Idee hineingezogen haben, so stehen die Dinge bezüglich ihrer wesentlich anders, und darin erblicken wir einen weiteren starken Stein des Anstoßes für die Idee. Es handelt sich natürlich dabei vor allem wieder um die Polen. Diese stehen ja nicht bloß in lebhaft empfundenem politischen und nationalen Gegensatze zu den Russen, sondern auch zugleich in religiösem und kirchlichem, und dieser Gegensatz ist ungeachtet aller Russifizierungs- und Orthodoxierungsmaßregeln, welche die russische Verwaltung angewendet hat, vorläufig noch sehr fern davon, geschwunden zu sein. In dieser Beziehung ist Polen noch lange nicht verloren, und in dieser Beziehung ist die panslawistische Idee auch selbst innerhalb der russischen Reichsgrenzen noch lange nicht verwirklicht. Die völkerkonservierende Kraft der Religion ist immer eine sehr große gewesen, und Rom wird niemals ein Freund Rußlands werden können. Auch die österreichisch-ungarischen Slawen sind mit Ausnahme eines Teiles der Bosnier sämtlich römische Katholiken und wenn ein Teil derselben zeitweise — wie auf dem Prager Kongreß 1848 — für die russischen Brüder geschwärmt hat, so erklärt sich dies wohl vor allen Dingen daraus, daß sie zu dem orthodoxen Rußland noch nicht in näheren Beziehungen gestanden haben. Für die österreich-ungarische Monarchie scheint uns aber im religiösen Bekenntnisse eine weitere wichtige Daseinsbedingung gegeben zu sein und zugleich ein weiterer Grund, warum die panslawistischen Bestrebungen bezüglich Österreich-Ungarns und Deutschlands immer viel ungefährlicher waren, als bezüglich der Balkanhalbinsel. Nur daß die Panslawisten unter den Völkern Österreich-Ungarns unaufhörlich Zwietracht schürten, war eine Gefahr.

Selbstverständlich ist der Panslawismus im Gegensatz zum Panlatinismus imperialistisch, und diesen Umstand haben wir vielleicht als den allerbedeutsamsten anzusehen, sobald wir bezüglich seiner Verwirklichung zu einem zuverlässigen Prognostikon gelangen wollen. Die republikanischen Ideen haben unter den Slawen bisher nur wenig Boden gewonnen. Ihre historische Erziehung war eben ein Jahrtausend hindurch eine wesentlich andere als diejenige der westeuropäischen Völker, und es machen sich auf den Geist der Staatsform bei ihnen vielfach ähnliche Einflüsse geltend, wie in Asien. Die radikale republikanische Partei der Nihilisten trat zwar seinerzeit ungemein energisch und bedrohlich in Rußland auf. Aber sie bildete doch nur eine Ausnahmserscheinung in der slawischen Welt — wie

ein einzelnes verheerendes Erdbeben in einer sonst ruhigen Gegend. Im allgemeinen konzentrierte sich die Gewalt des Russenreiches, trotz der ungeheuren Weite des Gebietes und ganz im Einklange mit den oben berührten geographischen Verhältnissen, in einem hohen Grade in einem einzigen Willen, und wie stark und unbeugsam dieser Wille zu Zeiten war, das sagen uns Namen wie Peter der Große, Katharina II und Nikolaus I. Und außer den Russen war bekanntlich auch die Mehrzahl der Balkanslawen seit lange gewöhnt, zu dem Zaren in tiefster Demut und Ehrfurcht emporzublicken. Haben wir nach dem über den Panlatinismus Gesagten nötig, noch weiter auszuführen, was für ein Antlitz der Panslawismus uns dadurch gezeigt hat?

Sicherlich war dieses Antlitz in den letzten Jahrzehnten betreffs des Weltfriedens öfters ein überaus bedrohliches, und es stand immer zu befürchten, daß die Moskauer Slawophilen früher oder später einmal den Willen des Zaren durch ihren Fanatismus mit sich fortreißen würden! War nun damit auch die panslawistische Idee noch keineswegs nach allen Richtungen hin verwirklicht, so konnte doch ein großer Weltkrieg dadurch entfacht werden, wie es nunmehr tatsächlich geschehen ist.

In diesem Kriege steht aber Imperialismus gegen Imperialismus, in Österreich-Ungarn wie in Deutschland, und die Schwerter, die von den beiden mitteleuropäischen Großmächten zur Abwehr gezogen worden sind, sind auf diese Weise jedenfalls blank geschliffen, fallen auch zweifellos mit großer Wucht auf den Gegner nieder. Wird das panslawistische Gespenst, dem das russische Kriegsheer seine Dienste leistet, dadurch vollkommen gebannt und für jede absehbare Zeit unschädlich gemacht werden? Auf diese Frage werden die Ereignisse der nächsten Zeit aller Wahrscheinlichkeit nach eine endgültige Antwort geben. Stünde auf deutscher und österreichischer Seite ein loser Föderalismus von Kleinstaaten — am Ende gar von kleinen Republiken —, so hätte der Panslawismus wohl leichtes Spiel. Da sich das politische Gefüge der beiden großen mitteleuropäischen Reiche als außerordentlich fest erwiesen hat — vor allem auch dasjenige der polyglotten Österreichisch-Ungarischen Monarchie —, und da zugleich ihr Schutz- und Trutzbündnis die Probe glänzend bestanden hat, so dürfte die Lage aber eine wesentlich andere sein, und der große Kampf könnte leicht mit einem gänzlichen Schiffbruche der panslawistischen Bestrebungen endigen. Freilich dürften sich die Sieger dann beim Friedensschlusse nicht mit einer einfachen Aufrechterhaltung des bisherigen Zustandes in Ost- und Südost-Europa begnügen, sondern sie müßten eine dauernde Schwächung Rußlands dadurch zu bewirken suchen, daß sie alle peripherischen Teile, die noch ein politisches Eigenleben haben oder in engeren ethnischen Beziehungen zu Nachbargebieten stehen, von ihm loslösen. Vor allen Dingen gilt dies von Polen, von Finnland und von Bessarabien, füglich aber auch von Lithauen, von Kaukasien und von Russisch-Armenien. Bei ihren Erfolgen auf halbem Wege stehen zu bleiben, würde man den

beteiligten Mächten unbedingt nicht raten können, weil dies mit Sicherheit in absehbarer Zeit zu einer Erneuerung des panslawistischen Anschlages und zu einem russischen Revanchekriege führen würde, der möglicherweise schwerer zu bestehen sein würde als der gegenwärtige. Die beiden mitteleuropäischen Großstaaten haben ihr blutiges Kriegsspiel um einen hohen Einsatz, nämlich um ihr Dasein als Kulturstaaten zu spielen, wie sollten sie da Rußland von vornherein zugestehen können, daß bei seinen panslawistischen Machtgelüsten ein geringerer Einsatz genüge!

Ein von Rußland unabhängiges Großfürstentum Finnland würden Norwegen und Schweden im Interesse ihrer Sicherheit willkommen heißen müssen. Ein wiederhergestelltes Königreich Polen, das in enge Bundesgenossenschaft oder in ein Abhängigkeitsverhältnis zu Österreich-Ungarn tritt, würde für Deutschland offenbar ungeachtet der Möglichkeit einer künftigen „Polonia irredenta" eine viel geringere Gefahr bedeuten, als ein in seiner Begrenzung unverändertes Rußland, in dem der panslawistische Gedanke weiter lebt. Ein um Bessarabien vergrößertes Rumänien —, bei dem wir die mögliche „Romania irredenta" betreffs Siebenbürgens unter den obwaltenden geographischen und historischen Verhältnissen ebenfalls nicht sehr hoch anschlagen können —, würde aber viel zur Festigung der Verhältnisse Südosteuropas beitragen können. Die Gefahr, daß Rußland in einer nahen Zukunft das sogenannte Testament Peters des Großen erfüllen und seinen Doppeladler auf dem Serail von Konstantinopel aufpflanzen sowie die Herrschaft über den Bosporus und die Dardanellenstraße an sich reißen könnte, würde damit schwinden, und Deutschland und Österreich-Ungarn würden für ihre Verkehrs- und Wirtschaftsinteressen in Südosteuropa ebenso wie in Vorderasien und Persien einen freieren Spielraum gewinnen. Insbesondere würde sich auch das Schienenstraßensystem der Bagdadbahn in vielseitiger und natürlicher Weise weiter ausgestalten lassen, was nicht bloß für die Türkei, sondern auch für Rumänien, Bulgarien und Persien in politischer und wirtschaftlicher Beziehung einen wichtigen Fortschritt bedeuten würde. Bisher stellte sich diesem Fortschritte freilich außer dem panslawistischen Rußland auch das teutonische England hindernd in den Weg.

III.

Auch der Panteutonismus hat bisher in der Geschichte niemals eine reale Gestalt gehabt. Die römischen Kaiser deutscher Nation strebten nicht ihn an, sondern die Universalmonarchie, ganz wie die Imperatoren des Altertums, und es gelang ihnen seinerzeit durch die Aufwendung gewaltiger Energie ziemlich gut, einen Teil der Romanen und Slawen unter ihrer Botmäßigkeit zu halten, während die außerhalb der natürlichen Grenzen Deutschlands wohnenden Teutonen ihrem Machtbereiche immer fern

blieben, und während selbst die innerhalb dieser Grenzen wohnenden Teutonen zu einem großen Teile von ihnen abfallen durften. Italien, Böhmen und Polen bändigten sie zeitweise mit großem Erfolge, Dänemark, Schweden, Norwegen und Britannien bewahrten immer ihre volle Selbständigkeit ihnen gegenüber, und wenn der eine oder andere von den Fürsten dieser Länder dem Deutschen Kaiser etwa einmal huldigte, so geschah dies in jedem Falle nur der Form nach und ohne irgendwelche greifbaren Folgen. Sogar die Niederlande und die Schweiz entglitten frühe den Zügeln der deutschen Reichsgewalt. Hätten die Ottonen, die Salier und die Staufen all die Heldenkraft und Großzügigkeit, die ihnen innewohnte, darauf verwendet, Britannien und Skandinavien unter ihr Szepter zu zwingen und die Schweiz und Holland darunter zu erhalten, so würden sie damit vielleicht erheblich mehr Erfolg gehabt haben, als mit ihren Bestrebungen in Italien. Die natürlichen Schwierigkeiten, die ihnen im Wege gestanden hätten, wären wenigstens keine größeren gewesen — weder die geographischen noch die ethnologischen — als diejenigen waren, die Alt-Rom überwand, indem es Hispanien und Gallien sich einverleibte. Doch es ist Torheit, darüber eingehendere Betrachtungen anzustellen: das Mittelalter hatte dem Römischen Kaisertum Deutscher Nation andere historische Aufgaben zu lösen gegeben, es liegen uns infolge dessen andere vollendete Tatsachen vor, und wir sind obendrein wenig geneigt, die Nichtvereinigung aller teutonischen Völker unter einem einzigen Oberhaupte als ein Unglück zu beklagen.

So wie die Dinge sich durch die geschichtliche Entwickelung tatsächlich gestaltet haben, gewährt uns das Teutonentum ein Bild tiefster Zerrissenheit — so daß man dabei wohl an die alte teutonische Götteresche Yggdrasil gemahnt werden kann. Nicht bloß in eine Dreiheit ist es gespalten, wie das Lateinertum, sondern in eine große Vielheit. Den Deutschen vom Reiche und den Engländern und Schotten stehen unabhängig zur Seite die Schweizer, die Holländer, die Vlämen, die Dänen, die Norweger, die Schweden, die Deutschösterreicher — von den versprengten Ostseeprovinzlern und den Zipser und Siebenbürger Sachsen ganz zu schweigen.

Fragt man sich, wie dies gekommen sei, so wird man schwerlich die ursprüngliche Heterogenität und den dem Stamme von Anfang an innewohnenden Individualismus verantwortlich machen können. In einem höheren Grade mindestens als die Lateiner und Slawen haben die Teutonen eine gemeinsame Wurzel gehabt. Nicht daß wir es unternehmen wollten, alle die genannten Völker und Völkchen auf einen gemeinsamen Stammvater zurückzuführen! So biblisch naiv erklärt sich ihre ethnologische Verwandtschaft sicherlich nicht. Aber von ihrer Einwanderung in ihre gegenwärtigen Sitze müssen sie unbedingt in langer und inniger Berührung und Kulturgemeinschaft miteinander gelebt haben, sonst könnten wir uns die Übereinstimmung, die in bezug auf Sprache, Sitte und Denk-

und Geistesart zwischen ihnen besteht, nicht erklären. Obgleich es niemals ein allumfassendes Teutonenreich gegeben hat — während es ein Lateinerreich Jahrhunderte hindurch gab — so ist diese Übereinstimmung im allgemeinen doch eine sehr große. Vielleicht hat die geographische Natur Osteuropas ihre vereinheitlichenden Einflüsse in den vorhistorischen Zeiten in ähnlicher Weise auf die Teutonen geltend gemacht, wie sie es heute vor unseren Augen in bezug auf die Slawen tut. Die Teutonen kamen aber nach Mittel- und Nordwesteuropa, und dort gestalteten sich die Dinge wesentlich anders, dort zerbarst die teutonische Esche.

Der Haupterklärungsgrund, warum der Teutonenstamm sich so außerordentlich reich und mannigfaltig in größere und kleinere Völkerschaften gliederte, liegt augenscheinlich wieder in den geographischen Verhältnissen. Zwischen den stark abgeschliffenen und zerstückelten Schollenlandschaften, welche die gegenwärtige Heimat der Teutonen bilden, fluten Meere und Meeresarme, und diese haben sich allerwärts als ebenso scharfe Völkerscheiden bewährt wie Hochgebirge, wenn auch mit einem gewissen Unterschiede, auf den wir noch einzugehen haben. Das englische Sprichwort: „Blood is thicker than water!" bewährte sich an den Teutonen entschieden schlecht. Alle teutonischen Völker außer den Deutschen, den Holländern und den Schweizern fristeten nach ihrer großen Wanderung eine mehr oder minder vollkommen insulare Existenz, und die Deutschen berühren sich wohl ganz unmittelbar — und mehr als ihnen lieb sein kann — mit den Lateinern und Slaven, nicht aber mit den Briten und kaum mit den Skandinaviern. Natürlich fanden die Teutonen in den verschiedenen Ländern, die sie besetzten, zugleich auch sehr verschiedene Daseins- und Entwicklungsbedingungen, und an den norwegischen Fjorden sieht es in dieser Beziehung ohne Zweifel ganz anders aus als in Norddeutschland oder auf den britischen Inseln. Ganz so schroff und ausgeprägt wie in dem lateinischen Europa sind die geographischen Gegensätze in dem teutonischen Europa zwar kaum, dafür aber unendlich mannigfaltiger und vielgestaltiger.

In der gleichen Richtung wie die geographischen Verhältnisse wirkten sodann auch gewisse historische Zufälligkeiten, und voran unter diesen die universalmonarchische Politik der römischen Kaiser deutscher Nation. Diese Politik dürfen wir wenigstens für den Abfall der Schweiz und der Niederlande von dem Deutschen Reiche in allererster Linie verantwortlich machen, und füglich ebenso auch für die Lostrennung Deutsch-Österreichs von dem übrigen Deutschland. Selbstverständlich betrachten wir aber die letztere dabei als einen jahrhundertelangen Prozeß und nicht als ein einzelnes Ereignis: 1866 wurde sozusagen nur der letzte lose Faden zerschnitten, der das eine mit dem anderen politisch zusammenhielt.

Was sich nun durch das Zusammenspiel der geographischen und geschichtlichen Verhältnisse aus dem Teutonentume, dem in Europa zurzeit gegen 150 Millionen Seelen zuzählen, herausgestaltet hat, sind vor allen Dingen zwei große Staatswesen und Nationen, die einander in einem hohen Grade

ebenbürtig sind, die sich aber zu einander in einem nicht geringeren Interessen- und Charaktergegensatze befinden, wie die drei großen lateinischen Staaten und Nationen. Statt mit einer Trias von Hauptnationen, wie in der lateinischen Welt, haben wir es in der teutonischen Welt mit einer Dyas zu tun: mit den Briten auf der einen Seite und den Deutschen auf der anderen, und diese Dyas hat man in erster Linie in Betracht zu ziehen, wenn man über die Aussichten des Panteutonismus ein klares und haltbares Urteil gewinnen will. Man darf, da nun einmal ein sehr ausgeprägter Charakter- und Interessengegensatz zwischen dem Britentume und dem Deutschtume besteht, von vornherein von einem besonderen All-Engländertum und All-Germanentum — einem Pananglismus und Pangermanismus — reden. Denn wenn der panteutonistische Gedanke in den beiden genannten Völkern überhaupt lebendig ist, so ist er es jedenfalls in dem einen in einer ganz anderen Weise als in dem anderen.

Wenn irgend eine teutonische Nation seit ihrer Loslösung von dem Gesamtstamme in jedweder Hinsicht ihre eigene Wege gegangen ist, so ist es die britische gewesen. Gerade an ihr hat sich also das Wasser als wirkungskräftiger bewährt, als das Blut. Oder sollte jemand leugnen wollen, daß aus dem niederdeutschen Zweige der Angelsachsen, der unter den sagenhaften Führern Hengist und Horsa über die Nordsee hinüberruderte, auf seiner meerumflossenen Insel heute etwas anderes geworden ist als unseresgleichen! Eine gewisse allgemeine Verwandtschaft ist ja wohl auch noch heute geblieben, aber in den Einzelheiten, die politisch ungleich bedeutsamer sind, nehmen wir fast nur starke Abweichungen wahr. Die Familienbeziehungen, die Rechtsverhältnisse, die kirchlichen Zustände, die Industrie, der Handel, die Kunst, die Wissenschaft — alles hat in Britannien eine andere Physiognomie angenommen als in Deutschland, und nicht etwa bloß bezüglich der äußeren Form, sondern vor allen Dingen auch bezüglich des innersten Wesens und Geistes. Man denke da nur beispielsweise an das Werk- und Formelchristentum der Engländer und an das Herzens- und Gefühlschristentum der Deutschen, an die praktische, nüchterne und einseitige Forschungsmethode der englischen und an die hochfliegenden, sublimen und vielseitigen Spekulationen der deutschen Geistesheroen. Es scheint uns sehr bezeichnend für die Eigenart der beiden Völker, daß der Engländer Joule das große Naturgesetz von der Erhaltung der Kraft durch physikalische Experimente fand, während der Deutsche Robert Mayer es unabhängig von Joule durch Rechnung nachwies.

Wie Britannien im politischen und wirtschaftlichen Leben von jeher seine besonderen Ziele verfolgt hat, liegt klar vor Aller Augen. An die deutsche Vetternschaft dachte es dabei wahrlich wenig, und wenn in Deutschland eine starke anglomane Partei vorhanden war, welche meinte, daß die Engländer alles, was sie auf ihrer Insel und draußen in der überseeischen Welt erkämpft, erlistet und erreicht hatten — ihre Staatsbürgerfreiheit, ihre Parlamentsregierung, ihren Freihandel, ihren Kolonialbesitz, ihren

Volksreichtum — auch für uns mit erkämpft und erreicht hätten, so gab sich dieselbe einer sehr bedenklichen Täuschung hin. Ganz ausschließlich für sich arbeitet ja kein Volk auf Erden, und was das eine etwa erringt, das kommt dem anderen bis zu einem gewissen Grade mit zugute. Aber kaum dürfte es eine Nation auf der Erde geben, die in einem höheren Grade für sich selbst gelebt und gestrebt hat — rücksichtsloser egoistisch — als die englische. Die Anglomanen in Deutschland waren gewissermaßen mit den Brosamen zufrieden, die von des Reichen Tische fielen.

Der englischen Form des Panteutonismus, den wir als Panauglis-mus bezeichnen, wurde dadurch in Deutschland ein mächtiger Vorschub geleistet, der nicht unterschätzt werden darf, und für die deutschen Interessen und die deutsche Eigenart bildete das All-Engländertum auf diese Weise im Grunde genommen eine viel größere Gefahr als das All-Slawentum.

Daß der Panauglismus jederzeit ein ganz anderes Angesicht zeigte als der Panlatinismus und der Panslawismus, läßt sich nicht bestreiten. Derselbe ging nicht sowohl geradewegs darauf aus, die übrigen Völker teutonischen Stammes politisch unter seine Fittige zu nehmen, als vielmehr darauf, sie wirtschaftlich zu Dependenzen Altenglands zu machen. Und an vielen Orten war ihm das auch bereits in einem hohen Grade gelungen. Wo immer wir Deutschen vor Beginn unserer neuen Aera draußen in den überseeischen Ländern Kolonien oder Handelshäuser gründeten, da wurden sie regelmäßig in kurzer Zeit anglisiert, und da konnten sie sich nur unter der Voraussetzung erhalten, daß sie sich in das englische Schlepptau nehmen ließen. Nicht bloß in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in denen das Angelsachsentum und seine Sprache völlig die Oberhand gewonnen hat, und nicht bloß in Australien, in Kanada und in Südafrika erging es ihnen so, sondern auch in Ostasien, in Südamerika und wo wir sonst hinschauen. Ja selbst unsere deutschen Welthäfen Hamburg und Bremen spielten seinerzeit vor allen Dingen als große britische Warenniederlagen eine Rolle. Unseren Geldverkehr mit den überseeischen Handelsplätzen vermittelten ausschließlich englische Banken. Und geradeso war es mit den übrigen teutonischen Ländern.

Seit Anfang des 19. Jahrhunderts stützte sich der Panauglismus in erster Linie auf das ungeheuere Kolonialreich, das er sich — unter sehr wesentlicher Beihilfe des außerenglischen Teutonentums — jenseits der der Meere begründet hat, und durch dasselbe war er vor allen Dingen imstande, ein Welthandels- und Weltwirtschaftsmonopol uns und anderen Völkern gegenüber geltend zu machen. Dieses wirtschaftliche Monopol hat aber zu Weiterem geführt, und die fragliche Idee hat allmählich auch eine politische Seite erhalten. Es mochten in irgend einer Ecke Europas oder sonstwo in der Welt irgendwelche politische Händel oder Wirren entstehen, da konnte man sicher sein, daß Britannien seine Interessen dabei gefährdet sah, und daß es seine Hand in das Spiel hineinstreckte. Und bisher zog es beinahe aus jedem dieser Händel politische oder wirt-

schaftliche Vorteile. Man denke nur an Gibraltar, an Malta, an Hongkong, an Cypern — und man frage sich, wie es zu diesem Besitze, der seine Machtstellung so imposant erscheinen läßt, gekommen ist. Angekämpft gegen die Übermacht des allgegenwärtigen Britentums haben seit der Niederwerfung der Holländer und Spanier eigentlich nur die Franzosen und die Russen. Wir Deutschen haben uns infolge unserer inneren Zersplitterung bis in die allerjüngste Zeit der Strömung widerstandslos überlassen, und wir haben durch unsere absolute Passivität sehr viel dazu beigetragen, die Stellung der Briten zu verstärken. Zum guten Teile freilich unbewußt haben wir uns als gute Vettern bewiesen, bis wir in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zu dem Bewußtsein erwacht sind, daß wir unsere Volksinteressen auch in den überseeischen Ländern am besten selbst wahren.

Eine andere Seite hat der Pananglismus noch, die auch nicht vergessen werden darf. Es ist bekannt, daß der nordamerikanische Weltteil hinsichtlich seiner Sprache, seiner Kultur und seiner Sitte ein englisches Gepräge erhalten hat. Die wenigen Deutschen, Franzosen und Iren, die dort zunächst noch einen Teil ihrer Eigenart erhalten haben, werden in kurzer Zeit ebenfalls aufgesaugt sein. Es handelt sich dabei um einen großen Prozeß, der nicht mehr aufzuhalten ist. Gegenwärtig wohnen bereits gegen 100 Millionen Menschen in der Union und in Kanada, und man braucht nicht in eine sehr ferne Zukunft hinaus zu blicken, um die Zahl von 150 oder 200 Millionen vor sich zu haben — von 150 oder 200 Millionen, die alle die englische Sprache sprechen. Auch die Bevölkerung Australiens trägt einen durchaus angelsächsischen Stempel, und dieselbe könnte sich um die Mitte des laufenden Jahrhunderts leicht ebenfalls auf 10 Millionen belaufen. Ebenso arbeitet man in Südafrika mit sichtbarem Erfolge an der Anglisierung, und sogar in Indien war das in einem gewissen Umfange der Fall. Sehr beachtenswerte Stimmen sagten infolgedessen voraus, daß die Zeit nicht fern sein könne, in der das Volk der Briten, dessen Sprache schon jetzt von 150 Millionen Menschen gesprochen wird, zu einem Riesenvolke, das gleich dem chinesischen mehrere Hundert Millionen Angehörige zählt, emporgewachsen sein werde. Und den größten Teil dieses Riesenvolkes hofft man durch die gewaltige britische Kolonienföderation dauernd in einer politischen und wirtschaftlichen Einheit und in einem politischen Schutz- und Trutzbündnisse zusammenzuhalten. Was die Nordamerikanische Union betrifft, die wir in Vorstehendem als einen integrierenden Teil der pananglistischen Domäne behandelt haben, so ist in ihr allerdings ein starkes Eigenstreben lebendig, man hofft aber, sich auch mit diesem abzufinden. Man lese in dieser Beziehung nur die „American Political Ideas" von John Fiske, der den Pananglismus gewissermaßen bis in seine äußersten Konsequenzen verfolgt. Die amerikanische Kultur ist ja in ihrer Hauptwurzel doch angelsächsisch, und durch die Gemeinsamkeit des Idioms wird zugleich eine Gemeinsamkeit aller Bestrebungen in der Literatur, in der wissen-

schaftlichen Forschung und im gesamten Geistesleben erleichtert. Damit darf man aber in einem gewissen Umfange auch in politischer und wirtschaftlicher Beziehung rechnen.

Was die Wirkung des Riesenreiches nach außen angeht, so mußte sich nach unserer Meinung in dieser Hinsicht wieder jenes Gesetz von der Anziehung der Massen geltend machen, von dem wir bei Gelegenheit der Erörterung des Panslawismus gesprochen haben. Bei dem britischen Weltreiche handelt es sich in dieser Hinsicht auch bei weitem nicht in dem Grade, wie bei dem russischen, um die Furcht vor einem großen Landkartenbilde. Der Panauglismus hat sozusagen viel mehr tatsächlichen Inhalt und viel mehr Fleisch und Bein als der Panslawismus. Drohte den anderen teutonischen Völkern also nicht von Britannien her in einem viel höheren Maße als von Rußland her die Gefahr, völlig erdrückt und aufgesaugt zu werden! Die Neuzeit mit ihren Telegraphen- und Telephonleitungen und Funkenstationen, mit ihren Eisenbahnen, Dampfschiffen und Luftfahrzeugen ist der Entstehung und dem Bestande von riesenhaften Staatsgebilden ohne Zweifel außerordentlich günstig, und hervorragende britische Staatsmänner, in denen der Panauglismus lebendig ist, haben es wiederholt rückhaltslos ausgesprochen, daß die Zeit bald da sein werde, in der das Deutsche Reich ebenso wie Frankreich gegenüber ihrem „Greater Britain“ und ihrer „Imperial Federation“ sowie gegenüber Rußland zu vollkommener Unbedeutendheit in der Weltpolitik und Weltwirtschaft herabgesunken sein werden. Es waren das Warnungsstimmen, die von unseren Anglomanen nicht vernommen wurden, die aber beachtet werden mußten. Wir gestehen unverhohlen, daß sich unser deutscher Sinn immer dagegen aufgebäumt hat, wenn wir hörten oder lasen, daß das Endziel der politischen Entwickelung eine einfache Teilung der Welt zwischen den Angelsachsen, den Russen und den Chinesen sein werde. Es mochte ja allerdings im wesentlichen Zukunftsmusik sein, von der wir uns dabei erregen ließen. Wir würden aber schwerlich verhindern können, daß die Gefahr, die uns von Britannien her drohte und die uns schon genug zu schaffen gemacht hat, zu einer wirklich verhängnisvollen für uns heranwüchse, wenn wir dieselbe nicht mehr und mehr scharf ins Auge gefaßt und uns dagegen gerüstet hätten. Daß es sprachverwandte Teutonen waren, und nicht Russen, die unsere Kultur erdrücken wollten, gereichte uns jedenfalls zu geringem Troste.

Es ist schließlich aber noch die andere Form des Panteutonismus — der Pangermanismus — zu erörtern. Während Britannien abseits steht und ausgesprochenermaßen oder unausgesprochenermaßen seine panteutonistischen bzw. panauglistischen Pläne zuvörderst jenseits der Weltmeere zu verwirklichen gestrebt hat, so wiederholt sich in dem Verhältnisse Deutschlands zu den anderen Teutonenvölkern Europas bis zu einem gewissen Grade das Verhältnis Rußlands zu den anderen Slawenvölkern. Die Analogie ist freilich bisher nur eine harmlos geographische gewesen, und längere Zeit malten sie nur die Mitarbeiter der französischen „Revue des

deux Mondes" den Dänen, Holländern und Schweizern als eine unmittelbar drohende Gefahr für ihre politische Selbständigkeit vor die Augen, bis neuerdings auch britische leitende Staatsmänner Deutschland in der gleichen Weise verdächtigt haben.

Warum sollte die geographische Analogie übrigens nicht tatsächlich in einem gewissen Umfange zu einer politischen werden können! Warum sollte sich Deutschland nicht berufen fühlen dürfen, die kleineren teutonischen Staaten um sich zu scharen und eine ähnliche Anziehungskraft auf sie auszuüben, wie Rußland sie auf die kleinen Balkanstaaten auszuüben sucht! Nach dem, was wir über den Panslawismus ausgeführt haben, wird man schwerlich von uns erwarten, daß wir einem rücksichtslosen und blinden Pangermanismus das Wort reden. Nimmermehr würden wir unserer Nation raten, irgendwelche Annexionsgelüste bezüglich der Schweiz, der Niederlande, Dänemarks und Deutschösterreichs oder gar bezüglich Schwedens und Norwegens zu hegen. Mag es immerhin Leute geben, die sich ihr teutonisches Ideal nicht anders denken können, wir unsererseits glauben, daß die politische Selbständigkeit, welche die genannten Nachbarvölker Deutschlands genießen, ein gut Ding ist, für sie selbst wie für uns, und daß wir sie ohne jeden Hintergedanken achten und unberührt lassen sollten. Halten wir es doch sogar für ein Glück, daß den Einzelstaaten des Deutschen Reiches ein beträchtlicher Teil ihres Sonderdaseins und Sonderstrebens erhalten geblieben ist, und daß wir durch unser politisches System dauernd vor einem Übermaße von Zentralisation bewahrt worden sind. Dagegen haben wir es sowohl für richtig als auch für vorteilhaft gehalten, wenn man neuerdings bei uns darauf bedacht gewesen ist, die natürliche Geistes- und Interessengemeinschaft, die zwischen uns und den anderen teutonischen Völkern besteht, systematisch zu hegen und zu pflegen. Alle unsere stammverwandten Nachbarvölker haben von unserer Freundschaft offenbar viel mehr als von unserem Übelwollen, und uns muß ihre Freundschaft ohne Zweifel ebenfalls viel lieber sein als ihre Gegnerschaft. Vor allen Dingen gilt dies von den Handels- und Verkehrsverhältnissen, betreffs deren eine wechselseitige Verständigung in aller Interesse sehr geraten wäre. Sollte ihnen dies nicht zu klarem Bewußtsein geführt werden können, wenn unser Volk wie ein Mann an dieser Aufgabe arbeitet?

Daß Meere und Meeresstraßen unser Land von Schweden und Norwegen sowie von den dänischen Inseln trennen, hat es nicht gehindert, daß von jeher rege Handels- und Kulturbeziehungen zwischen uns und den Skandinaviern bestanden. Meere sind eben zugleich Verkehrsbahnen, und so weit wie die Meere, die sich zwischen den lateinischen Ländern ausdehnen, sind die in Frage kommenden Meere und Meeresarme doch nicht, auch nicht so breit wie das Meer, das Deutschland und Skandinavien von Britannien scheidet. Was aber Holland und die Schweiz betrifft, so müßte der Rheinstrom nicht durch sie hindurchfließen, wenn sie sich auf die Dauer eines engen

wirtschaftlichen Bundes und wechselseitigen Verständnisses mit Deutschland entschlagen dürften, und ähnlich wie der Rhein die zuletztgenannten Länder in gewisser Weise in unseren Bann stellt, so tun es die Meeresstraßen, welche die beiden deutschen Meere miteinander verbinden, bezüglich Dänemarks.

Die geographischen Verhältnisse haben es den Deutschen eigentlich viel leichter gemacht als den Slawen, den weiteren Stammesgedanken zu hegen, und jedenfalls viel leichter als den Lateinern. Sollten die Menschen die Verwirklichung des Gedankens dauernd unmöglich machen können? Falls sich der Pangermanismus in der Weise, wie wir ihn zu definieren gesucht haben, in den kommenden Jahrzehnten mehr und mehr verwirklichen wird, so dürfte dadurch die Friedensbürgschaft, die ein starkes Deutschland schon für sich allein gewährt, noch sehr bedeutend verstärkt werden, und zugleich dürfte dadurch auch dem Panauglismus am besten seine gefährliche Spitze abgebrochen werden können. Daß Deutschland durch seine geographische Lage in der Mitte Europas ein zwingendes Interesse daran hat, daß in Europa ein dauerhafter Friedenszustand geschaffen wird, ergibt sich aus den einfachsten Erwägungen.

Was das Verhältnis des Pangermanismus zum Panauglismus betrifft, so sind wir auch immer weit davon entfernt gewesen, teutonische Rauflust und teutonischen Chauvinismus zwischen ihnen zu befürworten. Wir haben es vielmehr bis vor kurzem gleich vielen Anderen sowohl für möglich als auch für wünschenswert gehalten, daß Deutschland mit England ebenfalls dauernd in Frieden und Freundschaft lebe. Nur schien es uns, so wie die Dinge einmal geworden waren, ausgeschlossen, daß sich die politischen und wirtschaftlichen Interessen Deutschlands jemals so vollkommen mit denjenigen der Briten decken würden, wie mit denjenigen der anderen stammverwandten Völker.

Ein ähnliches Weltwirtschafts- und Welthandelsmonopol und eine ähnliche Alleinherrschaft über alle Meere und Meerstraßen wie Britannien hat Deutschland auch nach seiner politischen Wiedergeburt nicht erstrebt. Aber eine volle Gleichberechtigung auf der See wie auf dem Lande — einen Platz an der Sonne — mußte es bei der Vertretung seiner politischen und wirtschaftlichen Interessen von England ebenso wie von allen anderen Mächten der Erde verlangen. Dabei ist es nun an zahlreichen Punkten auf zähen Widerstand und ausgesprochenes Übelwollen bei den Vettern jenseits der Nordsee gestoßen.

Daß die Sympathien, welche die Briten uns Deutschen bei unserer politischen Einigung und inneren nationalen Festigung entgegenbrachten, jederzeit sehr geringe und kühle waren und der Stammesverwandtschaft wenig entsprachen, haben wir bei zahlreichen Gelegenheiten zu empfinden gehabt. Schon der Bildung des deutschen Zollvereins legten die britischen Staatsmänner von London und Hannover her verschiedenfach Steine in den Weg, bei den ersten Kämpfen Deutschlands um Schleswig-Holstein

traten sie zusammen mit Rußland in wirksamer Weise für die dänischen Ansprüche ein, und Lord Palmerston ging in seiner Abneigung gegen ein seekräftiges Deutschland so weit, daß er erklärte, England werde die Schiffe der ersten deutschen Kriegsflotte als Seeräuberschiffe behandeln. Bis zum Jahre 1866 bot aber einerseits die österreichisch-preußische Rivalität und andererseits die Wachsamkeit und stete Einmischungsbereitschaft Napoleons III genügende Gewähr dagegen, daß Deutschland seine auswärtigen und insbesondere seine überseeischen Interessen in einem für die Engländer unbequemen Maße vertreten würde. Das europäische Gleichgewicht, so wie es England verstand und konstruierte und für sein Weltwirtschafts- und Welthandelsmonopol brauchte, hielt sich bis dahin gewissermaßen automatisch und ganz von selbst aufrecht, und höchstens mußte gelegentlich einmal gegenüber Rußland, wenn dieses übermächtig zu werden drohte, berichtigend eingegriffen werden — so im Krimkriege 1854 und so im Balkankriege 1878.

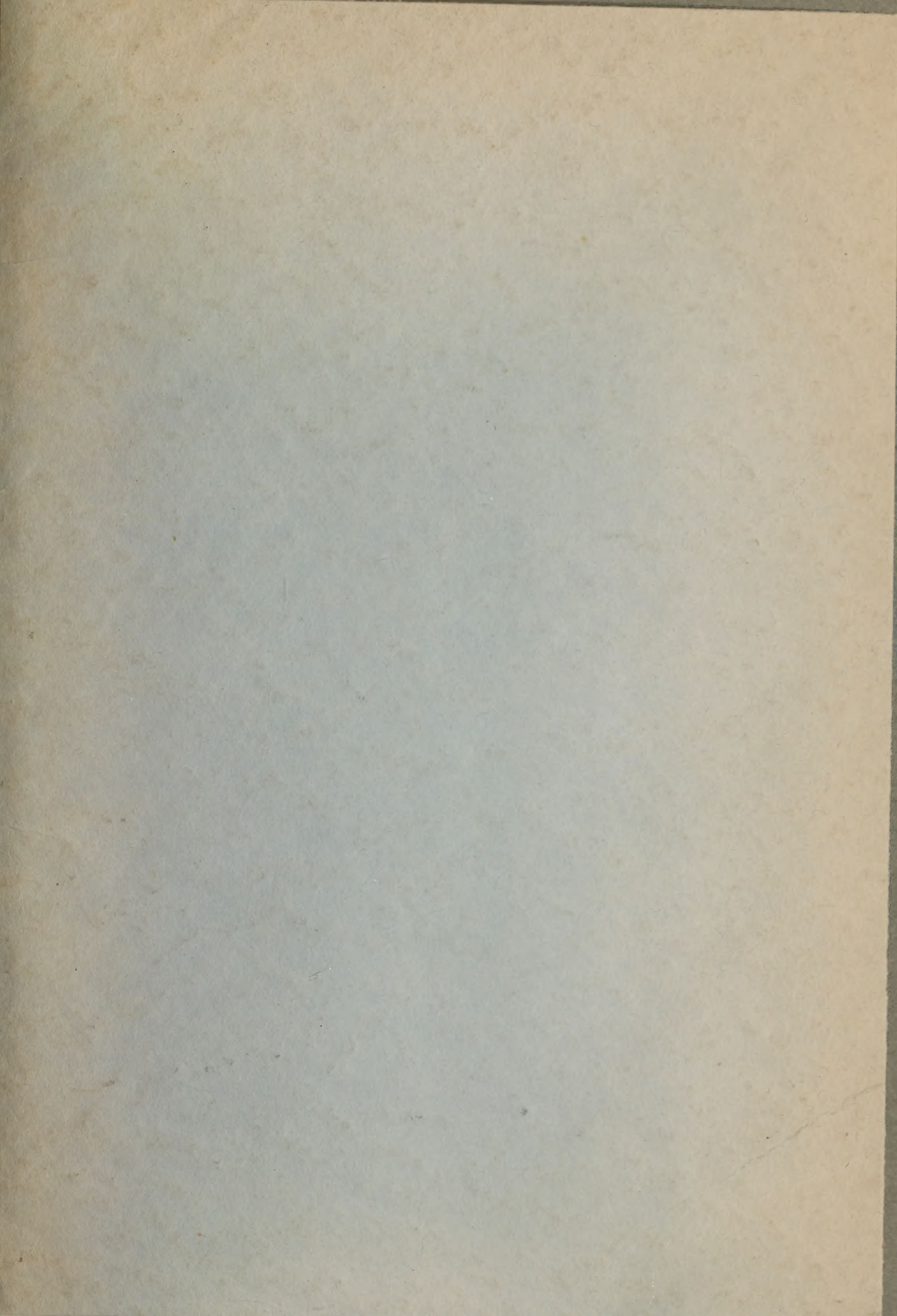
Seither und besonders seit 1870 ist dies aber anders geworden, und das junge Deutsche Reich hat sich bei allen Schritten, die es innerhalb und außerhalb seiner Grenzen tat, von England mit wachsendem Mißtrauen und schlecht verhehlter Feindseligkeit beobachtet gesehen. Der gewaltige Aufschwung unserer industriellen Eigenproduktion, unseres Außenhandels, unseres Seeverkehrs und unseres Volksvermögens erfüllte die Vettern mit Neid und Mißbehagen, die Begründung und der Ausbau unserer Kriegsflotte wurde von ihnen als eine Gefahr und eine Bedrohung ihres Weltreiches betrachtet, und unsere koloniale Entwickelung hinderten und beeinträchtigten sie, wo sie konnten. Indem sie ihre „Imperial Federation" zu einem gewaltigen panauglischen Wehr- und Zollbunde auszugestalten suchten, wollten sie sich aber natürlich auch vor allen Dingen zu einem Kampfe mit Deutschland rüsten. Im übrigen suchten sie bei allen Nachbarvölkern, vor allem bei den Holländern und bei den Dänen sowie bei den Norwegern und Schweden Mißtrauen zu säen wegen angeblicher deutscher Macht- und Annexionsgelüste.

Wie eine solche Gegnerschaft des Pananglismus zum Pangermanismus zu der politischen Annäherung Englands an Frankreich und Rußland und zu den bekannten Einkreisungsbestrebungen Eduards VII führte, brauchen wir nicht weiter darzulegen, auch nicht wie es zuging, daß England das Wesentlichste dazu beigetragen hat, den von den Panslawisten hervorgerufenen Krieg zu dem entsetzlichsten Weltkriege aller Zeiten werden zu lassen. England wollte dabei, wie es seine Staatsmänner ausdrücklich erklärt haben, nur seine Interessen vertreten, und dabei handelt es sich selbstverständlich lediglich um seine politischen und geschäftlichen Interessen im Wettbewerbe mit Deutschland. Es möchte so, wie es in den Welthändeln immer seine Weise gewesen ist, im Trüben zu fischen suchen.

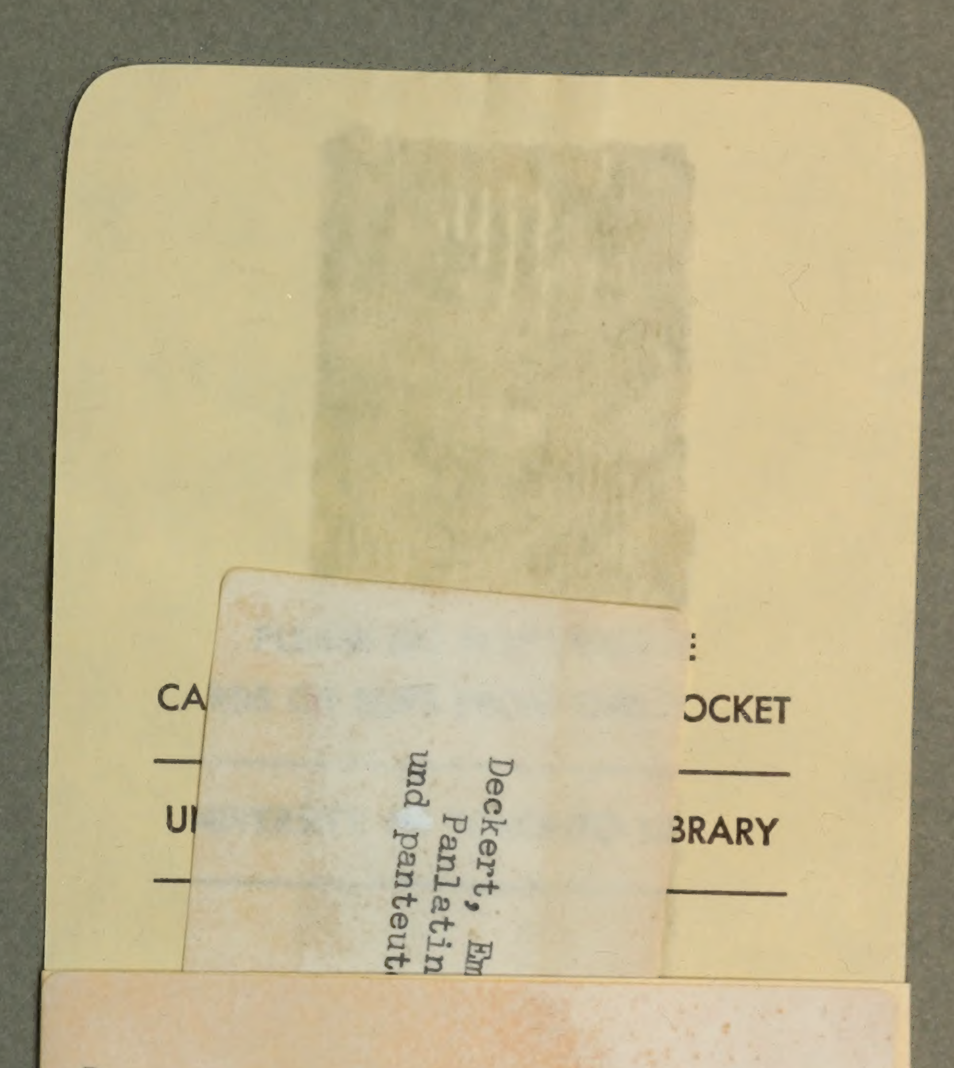
Ob ihm das in dem gegebenen Falle gelingen wird, müssen wir einstweilen dahingestellt sein lassen. Leicht könnte es wohl einmal anders

kommen, weil sich die Zeiten seit Trafalgar und Waterloo nicht unerheblich geändert haben. Wird Deutschland dem stammverwandten England, ebenso wie seinen anderen Feinden gründlich „zeigen, was es heißt, Deutschland anzugreifen"? Wird es auch von dem britischen Weltreiche den vollen Einsatz in dem blutigen Würfelspiele fordern? Wird es die Alleinherrschaft der Briten auf der See bei der gebotenen Gelegenheit ein für allemal brechen, um in Zukunft seinen natürlichen und rechtmäßigen Anteil an dieser Herrschaft von britischer Mißgunst unbehelligt selbst zu vertreten? Und wird es ihm gelingen, an Stelle des labilen und künstlichen europäischen Gleichgewichtes, das England zu erhalten bestrebt war, ein stabiles und natürliches Gleichgewicht herzustellen, durch das ein dauernder Frieden des Erdteils gesichert wird? Auch dies sind offene Fragen, deren endgültige Beantwortung wir der geschichtlichen Entwickelung in der allernächsten Zeit überlassen dürfen. Die Panzerschiffe und Torpedo- und Unterseeboote werden dabei ohne Zweifel eine Rolle spielen, vielleicht aber nicht die allein entscheidende.









Deckert, Emil
Panlatinismus, panslawismus
und panteutonismus

